Die christliche Welt

Evangelisch-Lutherisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Achter Jahrgang

Nr. 9 — Leipzig, den 1. März — 1894

Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Post-Zeitungs-Nr. 1394 — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark

Inhalt: Liebe bis zum Tode — Der protestantische Kirchenbau: 2. Prinzipienfragen — Neue Funde aus alter Zeit: 3. Eine christenfeindliche Eingabe — Die deutsche Bibelübersetzung im Mittelalter: 12. Wert der Uebersetzungen; 13. Verbreitung der deutschen Bibel; 14. Ausstattung der Handschriften und Druckwerke (Schluß) — Das religiöse und kirchliche Nordamerika zur Zeit der Weltausstellung von Chicago: 3. Das innere Leben, die Volksstimmung (Schluß) — Studententum und Christentum — Die Botschaft Tolstois: 5. Kriegsbilder aus dem Kaukasus und der Krim — Verschiedenes: Das Land; Das Programm der deutsch-konservativen Partei im Lichte des Christentums betrachtet; Unsre kirchliche Presse; Was für erbaulich gilt — Anzeigen

Liebe bis zum Tode

Wie er geliebt hatte die Seinen, die in der Welt waren, so liebte er sie bis ans Ende. Ev. Joh. 13, 1.

Es geht zu Ende! Was in Bethlehem unter der Engel Gloria begonnen hatte, was in Galiläa fortgesetzt war unter des Volkes Lob und Preis, das soll auf Golgatha am Kreuze enden. Und er wußte, daß es zu Ende ginge, er wußte, daß er am Kreuze enden mußte. Denn der Feinde Haß kannte keine Grenze; sie hatten ja keine Ruhe mehr vor ihm, dessen Demut ihren Hochmut strafte, dessen bloßes Dasein ihnen das Gericht wär. Er wußte es, daß er aus dieser Welt der Sünde, wo er nichts als Leiden fand, ginge. Was hätte ihn auch hier halten können, diesen Fremdling in Israel, diesen einsamen Mann? Die Welt will nichts von ihm wissen. Er wollte ihr gern helfen, sie wollte seine Hilfe nicht haben. Er geht wieder dahin, woher er gekommen war, zum Vater, in die ewige Seligkeit. Er geht, und das Volk muß wieder seinen blinden Blindenleitern folgen. Seine holdseligen Worte werden fortan nicht mehr gehört, nicht mehr auf den schönen Bergen, nicht mehr an den Ufern des herrlichen Sees.

Die Blinden bleiben blind. Wer soll die Mühseligen und Beladnen hinfort trösten und erquicken? Drei kurze Jahre war es hell gewesen, wo er weilte, und „wir hofften, er sollte Israel erlösen." Das ist nun vorüber. Warum sollte er auch bleiben? Er kam in sein Eigentum, und die Seinen nahmen ihn nicht auf!

Wehe uns, wehe der Welt, wenn dieser Mann spurlos an ihr vorüber, spurlos durch sie hingegangen ist! Ein zweiter Heiland wird ihr nicht werden! — Aber nein! Er ist nicht gegangen wie ein Großer dieser Welt, der sie verachten lernte, der vor seinem Tode auch das letzte Band zerreißt, das ihn mit ihr noch verknüpfte. Nein, wie er geliebt hatte die Seinen, die in der Welt waren, so liebte er sie auch bis ans Ende. Wohl ein Großer, ja der Größte! Wohl ein Einsamer auf seiner Höhe, ja der Einsamste! Aber er will nicht spurlos aus der Welt gehn, er will die Seinen heraufziehen zu der Höhe, auf der er steht, er will die Welt nicht verachten, er will sie lieben, lieben. Und er läßt sich seine Liebe nicht nehmen, nicht durch die Nähe des Todes, nicht durch die Aussicht auf das bittre Leiden. Er liebt die Seinen bis ans Ende! Diesseits und Jenseits, sie sind ihm eins, sie können ihn nicht scheiden von der Liebe zu den Seinen. Er läßt nicht nach in Liebe um ihre Seelen zu ringen, solange ihm der Feinde Haß noch einen Augenblick gönnt.

Die „Seinen" nennt der Apostel die, um die er arbeitet. Sein! Ach, ist ein Petrus sein? Sind ein Jakobus und Johannes, die nicht eine Stunde mit ihm wachen konnten, sein? Sind diese Jünger sein, die ihn verlassen in wilder Flucht? Ist gar ein Judas sein? Ja, sie sind sein, wenn sie schon noch in der Welt sind. Denn seine Liebe arbeitet an ihnen, mit seiner Liebe will er sie sich erringen, mit dieser Liebe, die den Tod, den schrecklichen Kreuzestod vergißt und bis zur letzten Sekunde um ihre Seelen wirbt, mit dieser Liebe, die die nahende Seligkeit vergißt, die Macht und Herrlichkeit beim Vater, und sich umgürtet, um den Jüngern die Füße zu waschen, die selbst die bis zum Tode verhaßte Sünde vergißt und vor einem Judas kniet, ob er ihn nicht noch zuletzt retten könnte wie einen Brand aus dem Feuer.

An Judas freilich ist die ewige Liebe spurlos vorübergegangen, aber die Herzen der andern hat sie erobert, sodaß sie hinausgingen in alle Welt, das Herz voll von nimmerversiegender Liebe, die ihre Nahrung holte aus dem unergründlichen Meer der Liebe ihres Heilands, aus dem Meere, das selbst der kalte Tod, selbst die eisigste Herzlosigkeit eines Judas nicht zum Erstarren bringen konnte. Sie sind sein geworden. Darum daß seine Seele gearbeitet hat, darf er seine Lust sehn, hat er die Fülle. Darum ist ihm große Menge zur Beute gegeben, soll er die Starken zum Raube haben.

Wieder rauscht in dieser heiligen Zeit der Strom der Liebe mit seinem herzerwärmenden Wellenschlage durch die Welt. Wieder wird der Menschheit der Sohn Gottes vorgemalt, der sich vor ihr beugt in dienender Liebe, der sich für sie erhöhen läßt am Stamm des Kreuzes. Was wird er finden? Grimmige Feinde, höhnende Spötter, halbe Herzen? Gewiß, sie werden auch diesmal wieder da sein. Aber ich und du, mein Christ?! — Wir wollen ihm zurufen: Dein sind wir, und mit Dir halten wirs, Du Sohn Isais!

Mein Lebetage will ich Dich
Aus meinem Sinn nicht lassen;
Dich will ich stets gleichwie Du mich
Mit Liebesarmen fassen.
Du sollst sein meines Herzens Licht,
Und wenn mein Herz in Stücke bricht,
Sollst Du mein Herze bleiben.
Ich will mich Dir, mein höchster Ruhm,
Hiermit zu Deinem Eigentum
Beständiglich verschreiben.

A M

Der protestantische Kirchenbau

2. Prinzipienfragen*)

Man kann in eine nähere Betrachtung des geschichtlichen Verlaufes, den die im ersten Abschnitt gegebne flüchtige Skizze schildert, nicht wohl eintreten, ohne sich zugleich persönlich über die prinzipiellen Forderungen Rechenschaft zu geben, nach denen heutzutage bei der Anlage einer evangelischen Kirche füglich zu

*) Vgl. Nr. 1 d. J.

verfahren sein wird. Auch Fritsch*) hat sich veranlaßt gesehen, seine Anschauungen über diese grundsätzlichen Fragen in einem abschließenden Kapitel zusammenzufassen, wozu er um so mehr sein gutes Recht hatte, als er ein Mann der Praxis ist und in dieser Eigenschaft das Zutrauen beanspruchen darf, daß er den Dingen in der Hauptsache von der richtigen Seite beikommen werde. Dabei ist es ihm, wenn wir ihn recht verstehen, weniger um eine Formulirung neuer, selbständiger Vorschläge zu thun, als vielmehr um eine Kritik der in dieser Richtung bereits vorhandnen theoretischen Versuche, deren es eine ganze Reihe aus neuerer wie aus älterer Zeit giebt.

Schon im siebzehnten Jahrhundert und im Beginn des achtzehnten haben der Ulmer Stadtbaumeister Joseph Furttenbach und der fürstlich mecklenburgische Baudirektor Leonhard Christoph Sturm dieses Thema behandelt. Beider Schriften sind zwar praktisch für moderne Verhältnisse nicht durchweg nutzbar, dennoch aber durch ihr gesundes und schlagfertiges Raisonnement auch heute in mancher Hinsicht lehrreich. Aus späterer Zeit sind besonders hervorzuheben: Bunsens Denkschrift über „die Basiliken des christlichen Roms nach ihrem Zusammenhang mit Idee und Geschichte der Kirchenbaukunst" vom Jahre 1842, und Sempers bereits erwähnte Verteidigungsschrift gegen die ästhetische Orthodoxie der neuern Gothiker, ferner das „Regulativ für den evangelischen Kirchenbau," welches die Eisenacher Kirchenkonferenz des Jahres 1861 aufstellte, und verschiedne beiläufige Erörterungen desselben Gegenstandes aus jüngster Zeit, von denen wohl die interessantesten in den „Briefen und Abhandlungen zur Reform des evangelischen Kultus" von Friedrich Spitta und in D. Sulzes klassischem Buch über die „evangelische Gemeinde" enthalten sind. Das wertvollste Resultat dieser und andrer Bemühungen ist der am Anfang unsers Berichtes bereits hervorgehobne und auch von Fritzsch gebührend ins Licht gestellte Grundgedanke, daß es im Kirchenbau vor allen Dingen notwendig ist, zwischen den Anforderungen des katholischen und des evangelischen Kultus und den hieraus erwachsenden Abweichungen der Einzelformen klar zu unterscheiden, ein Gedanke, den Sulze mit Rücksicht auf das spezifisch evangelische Bedürfnis dahin zusammengefaßt hat, daß wir nicht Meßkirchen, sondern Gemeindekirchen nötig haben. In dieser Gegenüberstellung ist kurz und bündig gesagt, worauf es ankommt, sie ist auch als Prinzip ohne weitres einleuchtend. Größere Schwierigkeiten bereitet die praktische Anwendung dieses Grundsatzes, deren Erfordernisse sich schlechterdings auf keine Formel von entsprechender Klarheit und Einfachheit bringen lassen.

Die Mehrzahl der erwähnten theoretischen Arbeiten könnte allerdings zu der Täuschung führen, als ließe sich für alle hierher gehörigen praktischen Einzelfragen, d. h. also für den Grundriß und die sonstige Bauweise, für die Anordnung des kirchlichen Mobiliars und andre Dinge mehr, eine irgendwie einheitliche und allgemein giltige Norm finden. Aber in Wirklichkeit ist die Aufstellung eines derartigen Normaltypus der evangelischen Gemeinde- oder Predigtkirche noch niemand gelungen. Auch fragt sich noch, ob dies überhaupt möglich ist, es sei denn im Zusammenhang mit dem konkreten Gesamtbild einer entsprechenden Gemeindeorganisation, wie es etwa D. Sulze entwickelt. Im allgemeinen wird man sich der Einsicht nicht verschließen können, daß mindestens vorläufig die bestehenden Unterschiede unsrer nach Landessitte und geschichtlicher Ueberlieferung so mannigfaltig gestalteten kirchlichen Gemeinwesen auf der einen, sodann aber auch die künstlerische Individualität des in jedem einzelnen Falle mitwirkenden Architekten auf der andern Seite immer einen gewissen Spielraum beanspruchen müssen. Gut ist hier eben das, was im einzelnen Falle zweckmäßig ist; jede Schablone ist vom Uebel, und ich möchte ein besondres Verdienst von Fritzsch darin erkennen, daß es ihm gelungen ist, in seiner theoretischen Darlegung diesen Sachverhalt nachdrücklich zu betonen und dabei doch gewisse allgemeine Gesichtspunkte festzuhalten, die zu natürlich sind, als daß man sie ohne empfindlichen Nachteil außer Augen lassen könnte.

*) Der Kirchenbau des Protestantismus von der Reformation bis zur Gegenwart. Herausgegeben von der Vereinigung Berliner Architekten mit 1041 Grundrissen u. s. w. Berlin 1893. Gr.-8. 559 S. 30 Mk., geb. 32 Mk.

Die innere Anordnung eines Gebäudes ist für die sinngemäße Gestaltung des Ganzen, auch in seiner äußern Erscheinung, bestimmend. Im evangelischen Kirchenbau ist dabei die Anordnung des Gestühls im Zusammenhang mit der Stellung von Altar und Kanzel besonders wichtig. Die ältere katholische Ueberlieferung kennt feststehende Sitzreihen für die am Gottesdienst beteiligten Gemeindeglieder nicht. Die Vervollständigung des Mobiliars nach dieser Seite hin ist eine von der Kirche der Reformation geschaffne, jetzt allerdings auch in den meisten katholischen Gegenden Deutschlands angenommne Neuerung. Aufgabe war und ist bei uns, die Sitzreihen so zu legen, daß sowohl die Kanzel als der Altar für jeden Besucher der Kirche gleichmäßig sichtbar ist. Daraus ergiebt sich von selbst die Notwendigkeit, Kanzel und Altar in ihrer Aufstellung einander so viel wie möglich zu nähern. Die erste, bewußt angestrebte Lösung dieser Aufgabe zeigt die schon genannte und in ihren Grundformen geschilderte Stuttgarter Schloßkapelle von 1560.

Mit der Stellung des Altars hängt die Frage der Choranlage nahe zusammen. Der Chor gilt vielen Evangelischen für entbehrlich, und er ist es auch, wenn man in der Raumgestaltung über das sachlich unbedingt Notwendige nicht hinausgehen will, wie beispielsweise Sulze thut, der sich gegen jede Art von Choranlagen ausspricht. In der That bedürfen wir nicht eines Chorhauses, das im Sinne der oben charakterisirten katholischen Kathedral- oder Stiftskirchen gewissermaßen ein besondres, für den Klerus unter Ausschluß der Laienwelt vorbehaltnes Sanktissimum bildet. Aber ehe man zu so radikalen Maßregeln, wie zu völliger Beseitigung des Chorraums greift, dürfte sich doch die Frage erheben, ob nicht Gründe vorhanden sind, die für seine Beibehaltung in irgend einer andern Form sprechen. An sich ist ja der Chor in der Gesamtanlage eines kirchlichen Bauwerks ein überaus dankbares künstlerisches Motiv, wie auch Fritzsch mit Recht hervorhebt, und so bereitwillig man anerkennen mag, daß in allen hierher gehörigen Fragen der Eigenart des evangelischen Gemeindegedankens in erster Linie Rechnung zu tragen ist, so wird man doch zugleich das künstlerische Interesse gern wahren, so lange es möglich ist. An einer solchen Möglichkeit fehlt es nicht, sobald man sich mit einer etwas reduzirten Choranlage begnügt: ein eigentliches Chorhaus können wir entbehren, hingegen wird eine Chornische oder Apsis für den evangelischen Kultus immer zulässig, unter Umständen sogar sehr gut zu verwenden sein. Ob und wie man von ihr Gebrauch machen will, hängt im wesentlichen von der Stellung ab, die dem Altar gegeben wird. Erhält dieser, wie einzelne neuere Vorschläge empfehlen, seinen Platz inmitten der Gemeinde, so wird freilich das Bedürfnis nach einer Chornische mehr oder weniger hinfällig. Nimmt man jedoch auf die in den meisten, namentlich lutherischen und unirten Kirchen bestehende Gewohnheit Bedacht, welche dem Altar mit Rücksicht auf die Abendmahlsfeier und andre, im Beisein einer beschränkten Anzahl von Teilnehmern stattfindende kirchliche Handlungen gern einen gesonderten und bevorzugten Platz einräumt, so wird hierfür ein Chor doch immer den geeignetsten Raum bieten.

Wie der Altar mit dem Chor, so steht die Kanzel mit einem andern Baugliede, der Empore, in unmittelbarer Wechselbeziehung. Auch die Anlage der Emporen hat, wie die des Chors, ihre Fürsprecher und ihre Gegner. Der von den Gegnern häufig erhobne Einwand, daß — von andern Bauweisen abgesehen — jedenfalls der heute in der Regel bevorzugte gothische Stil keine Emporen dulde, wird durch zahlreiche und nicht unbedeutende spätgothische Kirchenbauten, die mit Emporen ausgeführt sind, widerlegt. Im allgemeinen wird zu Gunsten der Emporen von vornherein der Umstand sprechen, daß sie immer einen beträchtlichen Zuwachs an Sitzplätzen einbringen, also im Interesse der Raumerweiterung oder auch der Raumersparnis besondre Vorteile gewähren. Im übrigen wird auf die Frage, was zulässig sei, und was nicht, hier in derselben Weise wie bei der Choranlage die letzte und beste Antwort in den

Formen gegeben sein, die der kirchliche Brauch in seiner bisherigen Uebung aus sich herausgebildet hat. Es giebt allerdings evangelische Kirchengebäude, denen bald der Chor, bald die Empore fehlt, in der Regel ist aber weder auf den einen, noch auf den andern Bauteil Verzicht geleistet. Dies gilt beispielsweise auch von den Schöpfungen Georg Bährs, des Erbauers der Dresdner Frauenkirche, der als einer der größten Meister im evangelischen Kirchenbau und ohne Zweifel als Autorität gelten darf, und der sowohl Emporen als Chornischen mit Vorliebe zur Anwendung gebracht hat.

Läßt man die Emporen gelten, so knüpfen sich daran freilich weitere, besondre Aufgaben an, namentlich in Hinsicht der bereits erwähnten Forderung, daß von allen Plätzen der Kirche aus Altar und Kanzel gleichmäßig sichtbar sein sollen. Wenn dies auch für den Altar unschwer zu ermöglichen sein wird, der nirgend anders als in der Mittelachse des Gebäudes stehen kann, so wird es doch bei der Kanzel nicht immer so leicht sein, allen Anforderungen gerecht zu werden. Hier ist die Wahl des Standorts weniger an ein festes Herkommen gebunden, und um so mehr Gefahr vorhanden, daß unter Umständen einzelnen Plätzen auf der Empore und den hintern Bankreihen unter der Empore der Blick auf die Kanzel und den Prediger entzogen wird. Für Kirchen von symmetrischem Grundriß empfiehlt der Verfasser in allen Fällen die Anordnung der Kanzel in der Mittelachse der Kirche, bei der, analog der Stellung des Altars, am wenigsten eine Beeinträchtigung einzelner Sitzplätze zu befürchten ist. Der Verfasser richtet sich dabei zugleich gegen den bei uns zu Lande, namentlich in den hier vorzugsweise üblichen Langhausbauten, geltenden Brauch, die Kanzel an einem der Pfeiler des Chorbogens anzubringen. Bei zweischiffigen unsymmetrischen Anlagen, die namentlich neuerdings hin und wieder Anklang gefunden haben, ist dies ja in der That die beste Anordnung, sonst aber führt sie doch recht oft zu Unzuträglichkeiten.

Der Verfasser bestreitet nicht, daß auch die Aufstellung der Kanzel in der Mittelachse des Gebäudes Mißstände im Gefolge haben kann. Sie ergeben sich daraus, daß in derselben Achse, vor oder hinter der Kanzel, auch der Altar stehen muß. Eine Kollision beider erscheint namentlich dann unvermeidlich, wenn die Kanzel ihren Platz vor dem Altar finden soll, wobei der Geistliche Gefahr läuft, durch sie während der Liturgie vor den Augen der Gemeinde verdeckt zu werden. Doch läßt sich diese Schwierigkeit umgehen; einen Ausweg hat z. B. unlängst Orth in Berlin bei seiner Emmauskirche gezeigt, die sich auch außerdem in ihrer konstruktiven Anlage durch originelle Gedanken auszeichnet. Hier wurde für die besondern Zwecke der Liturgie ein zweiter Altartisch vor der Kanzel aufgestellt, wodurch einmal die Beibehaltung des Hauptaltars in einer Art von Chornische ermöglicht und außerdem der weitere Vorteil erzielt wurde, daß man nun die Kanzel weit in den Mittelraum der Kirche unter die Zuhörer hineinschieben konnte.

Die Stellung der Kanzel hinter dem Altar ist natürlich praktisch weit leichter durchführbar und hat sich auch vielfach schon im Gebrauch bewährt. Dennoch erregt sie immer wieder, namentlich auch bei Geistlichen, Bedenken. Man erklärt es für unstatthaft, daß bei dem Gesamteindruck, den diese Anordnung gewährt, der Ort der Schriftauslegung über dem Altar stehe, und so gewissermaßen der Prediger das Sakrament des Altars mit Füßen trete. Doch wird man es bei ruhiger Erwägung mit diesem Gedanken nicht zu streng nehmen. Ein umsichtiger Architekt wird von vornherein darauf Bedacht nehmen, daß die Kanzel thatsächlich hinter dem Altar und nicht über diesem ihren Platz findet, und im übrigen sollte man sich so viel wie möglich überhaupt davor hüten, symbolische Beziehungen, wie immer sie auch gestaltet sein möchten, in derartige vorwiegend technische Fragen hineinzubringen. Diese Kunstsymbolik, die auch in andern Fragen des Kirchenbaues jeweilig auftaucht, und die man heute in Fachkreisen im wesentlichen überwunden hat, ist im Grunde nichts andres als ein Erbteil der mittelalterlichen Kirche, welche in solchen und ähnlichen Spitzfindigkeiten ihren spekulativen Neigungen nicht ungern freien Lauf ließ. Von da ist sie in die Kunstwissenschaft der romantischen Periode herübergenommen und so schließlich uns übermittelt worden, aber ohne daß sich, wie gesagt, viel damit anfangen ließe.

Von minder schwerwiegender Bedeutung als die Anordnung von Kanzel, Altar und Gestühl sind für die Raumdisposition des Ganzen die Plätze des Taufsteins und der Orgel, die in jedem einzelnen Fall nach Gutdünken zu wählen sein dürften. Für die Orgel empfiehlt das Eisenacher Regulativ, sie über dem Haupteingang, gegenüber dem Altar, aufzustellen. Fritsch weist im Anschluß daran mit Recht auf das Beispiel zahlreicher älterer Kirchen mit und ohne Chorabschluß hin, bei denen umgekehrt die Orgel auf der Seite des Altars, und zwar hinter diesem steht, was einmal unter Umständen dekorativ sehr vorteilhaft wirken kann, außerdem aber auch der Bedeutung, die das von der Orgel begleitete Kirchenlied im Gottesdienst beanspruchen darf, in angemessener Weise entspricht.

Mehr noch als diese zuletzt berührten Gegenstände wird die Anlage von etwaigen Nebenräumen, welche der Bethätigung des Gemeindelebens außerhalb der regelmäßigen Gottesdienste zu widmen sein würden, d. h. also von Sitzungszimmern und sonstigen, für den persönlichen Verkehr der Gemeindeglieder bestimmten Räumen, nicht nach allgemeinen, sondern nach den jeweilig gegebnen individuellen Gesichtspunkten zu behandeln sein. Fritsch geht auf diese Frage nicht näher ein; Vorschläge finden sich bei Sulze; aus früherer Zeit dürften als hübsche und interessante Beispiele einer bereits versuchten Lösung der hier gestellten Aufgabe die von Pöppelmann und Bähr herrührende Dreikönigskirche in Dresden und die Noorderkerk in Amsterdam anzuführen sein.

Noch zwei wichtige Fragen bleiben nach Erledigung dieser Einzelheiten übrig: Grundform und Baustil der Kirche. Der Eigenart des evangelischen Gemeindeprinzips wird es natürlich am meisten entsprechen, wenn in dem Ganzen des kirchlichen Versammlungsraumes, unter Vermeidung aller irgendwie störenden Bauglieder, ein möglichst einheitlich gestalteter architektonischer Eindruck obwaltet. Es liegt dies auch im Interesse einer möglichst gleichmäßigen Beteiligung Aller an den gottesdienstlichen Handlungen. Eine Basilika ohne Nebenschiffe oder aber eine zweischiffige basilikale Anlage wird, von den zentralen Grundrißformen abgesehen, den erwähnten Rücksichten am besten Rechnung tragen. Für akustisch unbrauchbar gilt die zentrale Anlage von runder oder polygonaler Grundform; besser bewährt haben sich die derselben Kategorie angehörigen Kreuzkirchen, sowohl in der Form des griechischen, als in der mit dem Langhausbau vermittelnden Form des lateinischen Kreuzes. In der Wahl zwischen basilikaler und zentraler Anlage wird der von Fritsch nach Stülers Vorgang aufgestellte Grundsatz richtig sein, daß für größere Kirchenbauten — man denke etwa an die neue Heilige Geistkirche in Berlin, den Dom ebenda u. a. m. — der Zentralbau, für kleinere das Langhaus vorzuziehen sei. Natürlich spricht hier auch die Lage und Gestalt des Bauplatzes mit. Es ist nicht ohne Belang, ob sich dieser auf einem freien Platze befindet, oder ob er, von andern Grundstücken eingeschlossen, in der Fluchtlinie einer Häuserreihe liegt. Die letztere Möglichkeit dürfte, um dies nur nebenbei zu bemerken, bei uns, etwa nach Londoner Vorbild, häufiger als in Wirklichkeit bisher geschehen, bei der Wahl des Platzes für neu zu errichtende Kirchen in Erwägung zu ziehen sein.

Ueber die grundsätzlichen Fragen des Baustils werden wir in einem Schlußartikel zu berichten haben. H Wzs

---

Neue Funde aus alter Zeit

3. Eine christenfeindliche Eingabe

Dort, wo der Taurus seine letzten Ausläufer nach dem Meere sendet, an der Südwestecke Kleinasiens, liegt die Landstrecke Lycien, aus dem Neuen Testament wohl bekannt, weil sie der Apostel Paulus verschiedne male auf freiwilligen und unfreiwilligen Reisen berührt hat (Apostelgeschichte 21, 1. 27, 5). Im östlichen Teile strömt fast genau in der Richtung von Norden nach Süden ein Fluß, im Altertume Arykandus geheißen. Durch steile Felsen hin drängt er seinen Lauf, und

oft genug zwingen die Klippen sein Wasser zu lustigem Sturz. Walnuß und Pinie umsäumen den Rand und bedecken die Höhen, und die Platane breitet ihre Zweige über die schluchzenden Wellen. An seinem Oberlauf liegt seitab an steiler Höhe hinaufgezogen ein Trümmerfeld — die Reste der verlassenen, verwüsteten Stadt Arykanda. Große Thaten sind nicht bei ihr geschehen, und doch wird ihr Name von nun an aus der Kirchengeschichte nicht mehr verschwinden.

Vor zwei Jahren hat man dort die Trümmer eines Steines gefunden mit einer stark beschädigten Inschrift. Scharfsinnigen und gelehrten Männern ist es gelungen, die Zeichen zu entziffern und zu ergänzen.*) Zu deutsch lauten die Worte etwa:

... welchen Gnadenerweis Ihr für diesen euern frommen Vorsatz euch erbitten wollt, so dürft Ihr dies bereits jetzt thun und ihn für empfangen ansehen, da Ihr ohne Verzug ihn erhalten werdet, der für alle Zeiten Unsre Frömmigkeit gegen die unsterblichen Götter bezeugen und Kindern und Enkeln darthun wird, daß ihr von Unsrer Güte entsprechende Belohnungen erhalten habt.**)

An die Beglücker eines jeden menschlichen Volkes und Geschlechtes, die erlauchten Kaiser Galer(ius), Valer(ius), Maximinus und Konstantinus und Valer(ius) Licinnianus Licinnius. Von dem Volke der Lycier und Pamphylier, dringliches Bittgesuch. Nachdem die Götter, Eure Anverwandten, durch die That Erweise der Liebe allen denen, Ihr göttlichen Herrscher, gegeben haben, die sich ihre Verehrung wegen Eures, der allbesiegenden Herren, ewigen Heiles angelegen sein lassen, so schien es uns in der Ordnung zu sein, zur unsterblichen Regierung unsre Zuflucht zu nehmen und zu bitten, daß man den Christen, die schon von Alters her wahnsinnig sind und bis auf den heutigen Tag an derselben Krankheit leiden, ein Ende macht und sie nicht durch eine verkehrte neue Gottesverehrung diejenige, die man den Göttern schuldet, übertreten läßt. Das würde der Fall sein, wenn durch Euern göttlichen und ewigen Befehl verordnet würde, daß die Möglichkeit des verhaßten Gottesdienstes der Gottlosen untersagt und verboten sei, daß vielmehr alle dem Dienste der Götter, Eurer Anverwandten, obliegen sollen zum Besten Eurer ewigen und unvergänglichen Herrschaft; daß dies allen Euern Unterthanen von dem größten Nutzen sein würde, liegt auf der Hand.

Was uns auf diesem Stein erhalten ist, ist demnach eine Eingabe der Bewohner der Provinzen Lycien und Pamphylien. Sie führt uns in die letzten Jahre des Entscheidungskampfes zwischen dem Christentum und dem alten römischen Staate, hinein in die Kämpfe, die man — ungenau — unter dem Namen der Diokletianischen Verfolgung zusammenfaßt.

Im Grunde war es nicht Diokletian gewesen, der dieses letzte Ringen entfesselte: er war nur das Werkzeug in der Hand eines andern, der seinen unheimlichen Einfluß auf den bereits kranken Kaiser ausübte. Dieser andre war der Cäsar Galerius, Diokletians Schwiegersohn. Am 23. Februar 303 begann der Kampf mit der Niederreißung der prächtigen Kirche von Nikomedien, wo der Kaiser residirte. Am Tage darauf wurde das erste Edikt erlassen; andre folgten nach. Die Kirchen sollten zerstört, die heiligen Schriften verbrannt werden, christliche Beamte sollten ihr Amt verlieren. Die Priester sollten verhaftet und zum Opfern gezwungen werden. Endlich befahl der Kaiser, daß überhaupt alle Christen opfern müßten. Die Widerspenstigen mußten es büßen.

Rasch füllten sich die Kerker, und die Schwerter der Henker röteten sich vom Blute der Hingerichteten; die Scheiterhaufen lohten wieder empor, und in dem wirbelnden Rauch und den zuckenden Flammen verhauchten Scharen ihr Leben. Trotzdem wurde die Widerstandskraft des Christentums nicht gebrochen. Es war ein Kampf der Regierung, aber man kann nicht sagen, daß die allgemeine Stimmung des Volkes ihn gut hieß. Das Christentum hatte schon zu tief seine Wurzeln in den Boden des römischen Reichs eingeschlagen.

So kam denn der Rückschlag. Im Jahre 311, wenige Tage bevor Galerius starb, kam ein kaiserlicher Erlaß ans Licht, in dem den Christen Duldung gewährt wird.

Aber noch war die Leidenszeit nicht zu Ende. Maximin, nun Herr des Ostens, respektirte zunächst noch das Edikt seines verstorbnen Vorgängers. Doch nicht lange. Freilich, in der Weise wie Diokletian und Galerius gegen das Christentum vorzugehen, verbot die politische Klugheit. Darum fing er es auf eine andre Art an. Er veranlaßte — wahrscheinlich durch seine Beamten, die er über seine Gesinnung nicht in Zweifel ließ — Gesandtschaften einzelner Städte und Gegenden, die bei ihm um Entfernung der Christen aus ihren Gebieten nachsuchen sollten. Das Mittel hatte Erfolg. Es fanden sich genug Städte und in den Städten genug Leute, die sich auf diese einfache Weise bei dem Kaiser in besondre Gunst zu setzen dachten. Daß der Kaiser die Deputationen gütig aufnahm und ihren Bitten nach Möglichkeit entsprach, ist selbstverständlich.

So konnte man denn in mancher Stadt die Eingabe samt der Antwort des Kaisers in Stein gehauen, wie es damals Sitte war, stehen sehen. Eine derartige Eingabe mit dem Schluß der kaiserlichen Antwort ist auch in der Inschrift von Arykanda erhalten, deren Uebersetzung wir mitgeteilt haben. Die Eingabe läßt an Loyalität nichts zu wünschen übrig. Nicht das Wohl der eignen Städte, nicht das der Provinz ist es, was die Bittsteller zu ihrem Gesuche veranlaßt hat: sie denken nur an das Wohl der erlauchten Herren, deren Regierung stärker gefestigt werden soll durch den neu aufblühenden Kult der alten Götter, von deren Stamme ja auch das kaiserliche Geschlecht ist. Früher, bei den Verfolgungen des zweiten Jahrhunderts, waren es die Geschicke der Stadt, der Landschaft, war es Erdbeben oder Hungersnot gewesen, was dem Volke den Ruf: „Zu den Löwen mit den Christen!“ auf die Lippen gelegt hatte — jetzt war es die Sorge für das Wohlergehen und die lange Dauer der Regierung ihrer Herrscher. Man erkennt leicht den gewaltigen Abstand, den Wechsel der Zeiten.

Bestimmte Forderungen, wie sie andre Städte gestellt hatten, etwa daß man den Christen das Wohnen in der Stadt und ihre Hantirung daselbst verbieten möge, finden sich in dieser Eingabe nicht. Nur allgemein spricht man den Wunsch aus, daß den Christen die Ausübung ihres Kultes untersagt werde, und daß man alle Menschen mehr zur Verehrung der alten Götter anhalte.

Was der Kaiser auf diese Petition verfügt hat, wissen wir nicht, da von der kaiserlichen Antwort nur der Schluß erhalten ist, in dem den Bittstellern eine kaiserliche Gunst, die sie sich ausbitten dürfen, in Aussicht gestellt ist. Aus andern Nachrichten wissen wir, daß Maximin ausdrücklich die gottesdienstlichen Versammlungen in den Grabstätten verboten hat. Vielleicht boten Eingaben, wie die der Lycier und Pamphylier, den Anlaß dazu.

Etwa ein Jahr später haben dann Konstantin und Licinius das Mailänder Edikt erlassen, das den Christen volle Duldung zusicherte. So schloß das Römerreich seinen Frieden mit dem Christentum.

Der Stein von Arykanda, der die Inschrift trug, wurde später zerschlagen und anderweitig verwendet. In eine Mauer aber grub eine spätere Hand andre Zeichen ein: ein Kreuz und darunter in griechischer Sprache die Worte „er siegt.“ Darüber steht wohl, was der Reisende, der die Inschrift fand, übersehen haben mag, „Jesus Christus.“ So melden uns diese beiden Steine von der Umwälzung, die im Laufe der Geschichte über jene Stätten hingegangen ist: des Kaisers Erlaß ist verschüttet, des Reiches Macht zertrümmert, wie der Stein, der von ihr Kunde gab; Jesus Christus aber hat gesiegt. E P

Die deutsche Bibelübersetzung im Mittelalter

12. Wert der Uebersetzungen

Acht Jahrhunderte haben wir durchwandert und Umschau gehalten nach den in ihnen entstandnen Bibelübersetzungen. Am Ende des Weges halten wir billig auch einmal Ueberschau. Die erste Frage, die sich uns aufdrängt, ist die, ob wir im Fortgang der Jahre auch einen innern Fortschritt entdecken, ob in Bezug auf die Kunst des Uebersetzers das letzte Werk höher steht als das erste. Diese Frage ist mit Nein zu beantworten: in frühern Werken zeigt sich oft mehr Gewandtheit im Gebrauch

*) Mommsen, Die Inschrift von Arykanda; Archäologisch-epigraphische Mitteilungen aus Oesterreich 1893, 93 ff.

**) Diese Zeilen sind so stark beschädigt, daß die meisten Worte nur durch Vermutung ergänzt werden konnten. Der Text ist bis hierher lateinisch, der Rest griechisch.

der deutschen Sprache und Verständnis für deren Eigentümlichkeit als in spätern. Am besten läßt sich dies erkennen an der Behandlung der dem Lateinischen eignen Konstruktionen und an der Wiedergabe der Präpositionen; Schwierigkeiten bieten dem Uebersetzer auch die Futura, besonders erit. Zu einer guten Uebersetzung gehört ferner, daß Häufung des Artikels vermieden wird, daß im Deutschen also zusammengesetzte Wörter gebildet werden oder der Genetiv vor das regierende Wort tritt. Maßgebend für Wert oder Unwert einer Uebersetzung ist ferner die Inversion im Nachsatz; in der ersten Bibel lesen wir noch (Matth. 2, 10): Wan do die weysen gesahn den stern: sy wurden erfreut mit gar micheler freude. — Das Allerwichtigste ist aber doch, daß sich der Uebersetzer in die Stimmung des Schriftstellers versetzen kann, den er verdolmetschen soll, nur so bekommt seine Arbeit Charakter. Wir wiederholen, daß diesen Forderungen in frühern Bibeln mehr Genüge geschieht als in spätern.

Der Grund für die bei der deutschen Bibelübersetzung zu Tage tretende Bewegung in absteigender Linie ist zu suchen in der Stellung der herrschenden kirchlichen Partei zu der Bibel. Auf dem Tridentinum wurde die Tradition dem Worte Gottes gleichgestellt; im Mittelalter galt sie mehr. Denken wir doch an die Klage Luthers, daß die sententiae herrschen, das Wort Gottes selbst aber unter der Bank liege. Man schätzte höher, was die Kirchenväter über die Bibel sagten, als das, was in dieser zu lesen war; darum wollte man nichts wissen von einer Bibel in der Volkssprache, am wenigsten ohne Erklärungen.

Je mehr die Hierarchie Wege einschlug, die der göttlichen Wahrheit entgegenliefen, desto schroffer mußte sie gegen die Bibel in der Landessprache vorgehen. Gregor VII. verbot die slawische Liturgie, weil in ihr biblische Abschnitte vorkämen; die Bibel aber solle nicht in slawischer Sprache mitgeteilt werden. Innocenz III., der neben dem eben genannten Papst außer der Macht der Kirche doch auch deren Reform im Auge hatte, sprach sich schließlich dahin aus, daß jede Uebersetzung der Bibel in eine Volkssprache als gefährlich anzusehen sei. Dem geistlichen Schwerte gesellte sich das weltliche zu in dem schon erwähnten Befehle Karls IV., alle deutschen religiösen Bücher zu unterdrücken: nach kanonischen Satzungen sei es Laien beiderlei Geschlechts verboten, irgend welche von der heiligen Schrift handelnde Bücher in der Volkssprache zu benutzen, damit sie nicht durch falsch Verstandnes der Ketzerei verfielen, wie es bei Beghinen und Begharden vielfach der Fall sei. Am schärfsten sind die Erlasse des Erzbischofs Berthold von Mainz; er geht von der Erwägung aus, daß ungelehrte Männer und Frauen nicht imstande seien, die evangelischen oder paulinischen Briefe ohne Erklärungen zu verstehen, darum sollen alle Uebersetzungen dieser Schriften der Zensur unterworfen werden. Dieses an Konrad Hensel, Plebanus in Frankfurt am Main, gerichtete Edikt war begleitet von einem Schreiben an den Rat dieser Stadt; darnach sollte die Zensur zunächst in Thätigkeit treten bei der bevorstehenden Buchhändlermesse. Ein Schreiben von 1486 forderte die weltlichen Behörden auf, die Geistlichen bei diesem Vorgehen zu unterstützen. Trotzdem erschienen auch jetzt noch Bibelübersetzungen mit dem nackten Text der Bibel; man kann sich leicht denken, daß nun auch Männer wie Geiler und Brant deutsche Bibeln für gefährlich erklärten. Eine gewisse Anbequemung an die herrschenden Anschauungen dürfen wir darin erkennen, daß die spätern Handschriften und die gedruckten Bibeln mit Vorreden zu den einzelnen biblischen Büchern versehen sind; in den Handschriften des ersten Uebersetzungskreises fehlen sie.

13. Verbreitung der deutschen Bibel.

Wie der Vervollkommnung der deutschen Bibel, so mußte auch ihrer Verbreitung die anfängliche Gleichgiltigkeit und später die Feindschaft der Hierarchie die größten Schwierigkeiten bereiten. Für die Verbreitung kommen zunächst die Personen in Frage, durch welche, dann die, bei welchen sie erfolgte. Zuerst sprechen wir darum von den Uebersetzern.

Wenn wir absehen von Notker, Williram und Heinrich von Müggelin, deren bereits Erwähnung geschah, so sind uns nur noch Heinrich von Hessen und Propst Konrad von Nürnberg dem Namen nach bekannt. Von letzterm wissen wir näheres nicht; nur durch Rückschlüsse können wir aus seiner Uebersetzung so viel ersehen, daß bei bestimmten Uebersetzungszweigen ein heterodoxer Ursprung nicht ausgeschlossen erscheint, daß diese aber trotzdem Eingang bei Gliedern der Kirche fanden. Andre Uebersetzungen verraten sich deutlich als hervorgegangen aus kirchlichen Kreisen. Wenn ein Uebersetzer in der vollständigen Bibel hinter den Psalmen die beim Gottesdienst gebräuchlichen Lobgesänge (Cantica) anführt, so kann er nur ein Geistlicher gewesen sein, der diese vorzutragen hatte. Andre jedoch, die nichts als den einfältigen Bibeltext gegeben wissen wollten, verraten durch diese Forderung, daß sie nicht durchaus kirchlich korrekt dachten. Lag in einzelnen Bibeln der schlichte Text vor, so kamen wieder andre und setzten vor die biblischen Bücher orthodoxe Vorreden, oder wenn es sich um die Psalmen handelte, tituli zu Anfang eines jeden Liedes und die Cantica nach dem ganzen Psalter, um auf diese Weise dem Werke ein irgendwie kirchlich theologisches Gepräge zu geben.

Bedeutend mehr als die Uebersetzer kommen die Schreiber und später die Drucker für die Verbreitung der deutschen Bibel in Betracht. Was die erstern angeht, so war das Schreibergewerbe ein ausgedehntes und lohnendes. Entweder arbeiteten die Männer, die es trieben, auf eigne Rechnung, oder sie standen im Solde eines Fabrikanten; so kennen wir Diebolt Louber in Hagenow als Besitzer einer großen Schreibstube. Vielfach wurden auch von Klerikern und in Klöstern Abschriften von Bibeln und einzelnen biblischen Büchern angefertigt; teils geschah dies für Bezahlung, teils aber wollten die Schreiber sich selbst oder ihren Brüdern damit dienen. Dem gegenüber ist es beachtenswert, daß aus den zahlreichen Klosterdruckereien nicht eine einzige deutsche Bibel hervorgegangen ist. Die weltlichen Drucker aber, die bei Beginn der Reformation noch in Thätigkeit waren, schlossen sich fast alle der Reformation an.

Die Frage, in welchen Kreisen die deutsche Bibel besonders verbreitet war, ist deshalb nicht durchaus befriedigend zu beantworten, weil die meisten uns erhaltnen Exemplare aus Klosterbibliotheken stammen. Außer fürstlichen Personen, wie der Kaiserin Gisela, Kaiser Wenzel, Friedrich III. u. a., die deutsche Bibeln besaßen, kennen wir auch die Namen vieler Privatpersonen; in einigen Handschriften haben sich nach einander mehrere Besitzer aus dem Laienstande eingetragen. Wie noch heute die evangelische Kirche dem jungen Brautpaar eine Bibel als Angebinde giebt, so ersehen wir auch aus einigen mittelalterlichen Bibeln, daß sie als Hochzeitsgeschenk gedient haben, auch ist es nicht selten vorgekommen, daß Laien Klöstern und Kirchen Bibeln vermachten.

Daß nicht viele Kleriker Bibeln kauften, können wir daraus schließen, daß von der letzten vorlutherischen hochdeutschen Bibel von 1518 die wenigsten Exemplare vorhanden sind. Diese Ausgabe blieb entweder unverkauft und verkam so, oder wenn sie in Laienhände übergegangen war, achtete man ihrer nicht mehr, seit Luther 1522 sein Neues Testament herausgegeben hatte, und nun die Bibelfreunde aus dem Laienstande sich dieses verschafften. Jedenfalls ist die gewaltige Verbreitung der „Septemberbibel" ein sprechender Beweis dafür, daß meist Laien die deutsche Bibel begehrten.

Wollen wir schließlich durch Zahlen die Verbreitung der Bibel im Mittelalter veranschaulichen, so sind bis jetzt ermittelt 18 Drucke von vollständigen Bibeln, einer vom Alten Testament allein, 31 von einzelnen Büchern, darunter sieben holländische Psalter, und 202 Handschriften. Unter den letztern bieten 10 die ganze Bibel, 6 jetzt unvollständige werden diese früher auch ganz enthalten haben, 5 geben das ganze Alte Testament, 5 andre werden früher denselben Umfang gehabt haben, 8 bieten das ganze Neue Testament, 6 die vier Evangelien, bei zwei andern ist dies wahrscheinlich; eine hat außerdem noch die Apostelgeschichte, 10 bieten mehrere biblische Bücher, alle übrigen nur je ein Buch. Die Zahl der einst vorhanden gewesenen Handschriften muß aber viel größer gewesen sein, denn nahezu jedes von Walther untersuchte Manuskript hat sich als Kopie ausgewiesen, es sind also fast sämtliche Originalarbeiten ver-

schwunden. Wie viele dies waren, kann man annähernd schließen aus der Zahl der einst vorhanden gewesenen und jetzt erhaltnen Druckwerke. Wenn manche der letztern spurlos verschwunden sind, so dürfen wir nicht meinen, sie seien in zu geringer Anzahl unter das Publikum gekommen; denn derselbe Verleger hat dasselbe Buch zwei bis drei mal setzen lassen. Schlägt man die Höhe einer Auflage nur zu 200 Exemplaren an, so würden in Deutschland und Holland ungefähr 10 000 Exemplare von hierher gehörenden Werken vorhanden gewesen sein; nach den angestellten Ermittlungen sind nicht viel mehr als 600 jetzt noch vorhanden: demnach würden über 94 Prozent verloren gegangen sein. Nehmen wir ein ähnliches Verlustverhältnis bei den Handschriften an, so könnten unter Hinzurechnung der holländischen etwa 3600 existirt haben.

Aber selbst angenommen, diese Zahlen seien richtig — was bedeuten sie für das ganze deutsche Vaterland? Wäre die Bibel allgemein übersetzt und verbreitet gewesen, so würde doch ein späterer Uebersetzer von dem frühern Notiz genommen haben, und die schwierige Arbeit nicht immer von neuem unternommen worden sein: wir haben doch 40 Uebersetzungszweige der Bibel oder einzelner Bücher und 32 des Psalters! Hochdeutsche gedruckte Bibeln sind von niederdeutschen gar nicht benutzt worden, und für diese besteht ein teilweises Abhängigkeitsverhältnis nur zwischen der Kölner, Lübecker und Halberstädter Bibel. So dürfen wir denn mit Recht behaupten, daß ein besondres Interesse an der deutschen Bibel nur in einzelnen Gegenden und bei einzelnen Personen oder in einzelnen Kreisen vorhanden gewesen ist, die große Masse des Volks nahm mit andern Erbauungsbüchern vorlieb, wie den Heiligenleben und den Plenarien, welche die aus der Bibel genommnen Perikopen geben, aber doch nicht zur Bibelübersetzung im engern Sinn zu rechnen sind, weil sie das Gewicht auf die beigegebnen Erklärungen legen; von diesen gibt es über hundert Ausgaben.

14. Ausstattung der Handschriften und Druckwerke

Die uns erhaltnen Handschriften und Druckwerke der mittelalterlichen deutschen Bibel weisen dieselbe Erscheinung auf wie unsre heutigen Bücher; wir begegnen solchen zu gewöhnlichem Gebrauch, schmucklos und unansehnlich, und solchen, die durch den Reichtum an Verzierungen, Randleisten, Initialen, Bildwerken, durch Schönheit der Schriftzüge und Sauberkeit des Drucks Prachtwerke im besten Sinne des Wortes sind. Unter den handschriftlichen Werken ragt hervor die Wenzelbibel durch ihre eindrucksvolle Illustration; diese ist in reichster Farbenpracht und mit zartester Sorgfalt ausgeführt. Besondre Aufmerksamkeit verdienen zunächst die Initialen; das I, mit dem der biblische Text 1. Mose 1 beginnt, erstreckt sich bis an die äußersten Ränder des Blattes 530 mm in die Höhe und bis zu 390 mm in die Breite. Es ist eine Darstellung der sieben Tage des Anfangs, daneben sind Apostel, Evangelisten und Kirchenväter gezeichnet. Die zwischen dem Text befindlichen bildlichen Darstellungen verraten in der Auswahl der Motive bisweilen eine große Naivität. Von den Initialen oder Textillustrationen gehen die Randverzierungen aus, deren Arabesken nicht selten solche Darstellungen einschließen, die sich auf den König Wenzel beziehen. Immer wieder kommen die Buchstaben w und e vor in den verschiedensten Verbindungen; mit e ist die Königin gemeint, die mit Vorliebe den Namen (Offney oder) Euphemia führte. Die Buchstaben sind also die ständigen Ehrenzeichen für das fürstliche Ehepaar, dem das Werk gewidmet ist.

Weiter verdient Beachtung eine Handschrift des Neuen Testaments auf der Gothaer Bibliothek wegen des außergewöhnlichen Formats der sorgfältigen „gotischen“ Schriftzüge und ihrer reichen Illustration, an denen ein berufner Beurteiler nicht nur Wahl und Schönheit der Farben lobt, sondern auch geistvolle Behandlung und bis ins Kleinste gehende Sorgfalt in der Ausführung. Unter den gedruckten Bibeln zeichnen sich aus die Koburger (die neunte hochdeutsche) und die oben genannten drei letzten niederdeutschen.

* * *

Wenn wir heute im Besitz wirklich guter Bibeln, ausgezeichnet durch herrliche Illustrationen oder revidirten Text, auf den Anfang deutscher Bibelübersetzung zurücksehen, so könnte mancher wohl denken: wie haben wirs doch so herrlich weit gebracht! Allein dies dürfte doch nicht die richtige Empfindung sein; vielmehr sollten wir als die beati possidentes aus jenen Versuchen die Mahnung entnehmen, das Wort Gottes in der guten und schönen Gestalt, wie wir es jetzt haben, recht fleißig zu lesen und zu hören; aber auch unsrer Vorfahren in Ehren zu gedenken, die es sich so viel haben kosten lassen, sich dieses Wort in einer irgendwie lesbaren Form zu verschaffen. Ihre Arbeit war eine Prophezeiung auf Luthers Bibelübersetzung, zugleich eine Vorarbeit für die Reformation überhaupt; die Bibelfreunde waren auch die wahren Gottesfreunde, in deren Herzen das Wort von der Gnade begeisterten Wiederhall fand.

R—n

Das religiöse und kirchliche Nordamerika zur Zeit der Weltausstellung in Chicago

3. Das innere Leben, die Volksstimmung

Nachdem der Ausschnitt amerikanisch kirchlichen Lebens, den der Katholizismus ausfüllt, im vorigen Artikel besprochen worden ist, schicken wir der Darstellung der einzelnen Kirchen erst eine allgemeine Schilderung voraus, in der zugleich Einzelnes, das vorher dunkel bleiben mußte, sich aufklären soll.

Der Grundsatz: freie Kirche im freien Staate, stellt die Kirche auf besondre Lebensbedingungen; sie bildet ihre Gemeinden selber und ist in deren Bildung unbeschränkt. Sie stellt ihre Geistlichen selber an und trägt in Seminaren für deren Ausbildung Sorge. Sie hat auch ein Interesse an der Erziehung der Jugend im Sinne ihres besondern Glaubensbekenntnisses. Aber auch die Verbreitung dieses Bekenntnisses liegt ihr am Herzen: sie treibt innere Mission, die hier neben der leiblichen Hilfe zugleich Gewinnung für die bestimmte Konfession bedeutet, und auch äußere Mission.

Das Leben einer Gemeinde gestaltet sich nun im einzelnen etwa folgendermaßen. Die Stadt ist gewachsen. Der Frühling hat, wo im Winter noch die Stürme über Felder fegten und mit dem trotzenden Walde stritten, Stadtviertel hingezaubert. Hier und da sind noch auszubauende Zwischenräume. Nicht lange dauert es, so steht dort ein Bretterhaus, einstöckig, mit mehr oder weniger „kirchlichen“ Fenstern, aber mit einem Schilde davor, das den Namen der „Gemeinde,“ die Zeit ihres Gottesdienstes, Namen des Predigers angiebt und zum Besuch einladet, dabei freie Sitzgelegenheit versprechend. Entweder hat hier eine Gemeinde der Altstadt eine Mission errichtet, oder es ist ein unternehmender Prediger, der vielleicht stellenlos war, wochenlang in den Häusern umhergegangen, bis er ein genügendes Häuflein zusammen hatte. Unzufriedne, denen in der alten Gemeinde nicht alles zu Gefallen gewesen ist, die gern die nahe Kirche vorziehen, da ja schließlich alle dasselbe predigen, stellen sich gewöhnlich bald ein. Dazu braucht die neue Gemeinde Kirchenräte und Aelteste; ein Aemtchen hat immer etwas Anziehendes. Der Prediger gewinnt eine Zeitung, die Montags Auszüge aus seinen Predigten veröffentlicht, überhaupt den Namen der neuen Gründung recht oft vor das Publikum bringt. Eine Sonntagsschule wird gegründet, jenes unvergleichliche Mittel, durch die Kinder die Alten anzuziehen. Dort giebt es allerlei Dinge neben dem Evangelium, die Kindern, großen und kleinen, wert sind: Geschenke, Feste, Unterhaltungen, Bazare, Erdbeer- und Eiscremefeste, zu denen die Nachbarskinder mitgebracht werden. Und bei dem an das Gebahren der Handlungsreisenden erinnernden Werbetrieb des Volkes ist bald das Gotteshaus — schuldenfrei. Der kluge Prediger hält diesen Augenblick für sehr gefährlich: er baut ein neues Haus, um durch neue Schulden neue Anstrengungen, das ist neues Leben hervorzurufen. Nun kommt auch die Gemeinde in den Stand, einen Kirchenchor zu halten. Ein Kornetbläser hat vorher schon die Gesänge der Sonntagsschule „begleitet,“ jetzt tritt zu den Ruhmestiteln der Gemeinde auf dem Ankündigungsschild

noch: „prachtvolle Gottesdienste, beste Musik." Ununterbrochen dauern die Hausbesuche des Geistlichen fort. Zettel, mit dem Thema der Predigt, laden die Umwohner zum Gottesdienst. „Warum nicht St. Lukas versuchen?" liest man eines Morgens auf sauber gedruckter Karte, mit genauer Angabe aller Dinge, die einem die Bejahung der Frage leicht machen sollen; sie wurde abends zuvor zur Hausthüre hereingeworfen.

Wo aber bleibt bei allem die Religion, wo das Evangelium? Man kennt drüben*) meist bloß die ebenso großen wie seltenen Ausnahmen, denen es gelingt, das Nützliche mit dem Hochheiligen und — Notwendigen zu verbinden; die niedern Geister vermögen das nicht. Sie handeln nach der alten Schablone: Salvation und das künftige Leben; dabei bleibt Salvation ohne klare Bestimmung dessen, was der Mensch dabei zu thun habe, indem immer und immer wieder bloß wiederholt wird, daß „Jesus mich gerettet," und das künftige Leben tritt als Land der Ruhe in Gegensatz zu dieser Welt — von der man nicht redet. Oder wenn es geschieht, so werden Tagesfragen der Politik und der Mode besprochen — „Wie eine Frau gekleidet sein sollte" ist das Thema eines unverheirateten lutherischen Predigers — während jene „Salvation"-Predigt dazu dient, um Trunkenbolde und Spieler zu bekehren, in jedem Falle aber als kräftiges Zugmittel sich stets bewährt. Eine neue Kirche zu beginnen mit so und so vielen alten Sündern, die zum „Bekennen" gekommen sind, ist ein vorzüglicher Kunstgriff. In der Gemeinde aber hat die Sünde Platz in ihrer feinsten Gestalt. Sie wird nicht angegriffen, und die Gemeindeglieder fühlen sie nicht, da in der Praxis der Geistlichen bloß Trinker, Spieler und Besucher öffentlicher Häuser die Sünder sind. Dazu tritt noch die jüdische Sabbathheiligung, der das Stricken am Sonntage „Sünde" ist, um den alleräußerlichsten und grobsten Begriff von Sünde, mithin von unserm Verhalten zu Gott und seinem Gesetz zu erzeugen.

Hiermit ist der Durchschnitt ohne Uebertreibung gezeichnet; die Ausnahmen sind nur Beweise der allsiegenden Kraft des Evangeliums und Folge edlerer, feinerer Beanlagung.**) Für das Volk geht die Kirche neben dem Leben her. Mystiker im besten Sinne des Wortes giebt es hier nicht. Auch die kräftigen kirchlichen Zweifler fehlen. Man spricht vielfach über die Religion als rein theoretische Angelegenheit. Bei der höchsten materiellen und industriellen Entwicklung steht das Volk den Glaubenssätzen noch als einer Kette von Widersprüchen gegenüber, die künstliche Dehnung und Deutung ihm genehm macht. Der scharfsichtige Rechtsanwalt kann mit den primitivsten Glaubensvorstellungen zurechtkommen: die Trinität läßt er sich klar machen durch einen in drei nacheinanderrollenden Wellen zerfallenden Wellenberg. Eine Vereinigung der Bildungsgrade mit den Ausdrücken des Glaubens, ein organisches Sichdurchdringen und -wachsen beider fehlt. Darunter leidet der Wahrheitsinn in der Religion. Denn so gewiß in unsern Beziehungen zu Gott das Einfachste, Kindlichste gerade das Beste und Rechte ist, so gewiß darf die Ausprägung dieser Beziehungen, wenn das Kindliche in allen andern Dingen abgestreift ist, nicht auf dem kindlichen Standpunkte beharren. Sonst läuft eben die „Religion" neben dem Leben her.

So finden sich überall wohl kirchliche Persönlichkeiten, aber sie sind — wenn uns ein solches Urteil gestattet ist — nicht durchglüht von ihrem Glauben. Sie kämpfen und leiden nicht um ihn. Religiöse Fragen sind ihnen gleichstehend mit politischen und kommerziellen Tagesfragen, und sie hören gern, was dieser oder jener darüber zu sagen habe. Aber zu des Lebens Bächen oder Quellen dringen sie nicht hin. Wie zur Zeit des arianischen Streites die Byzantiner, so sind auch sie jederzeit bereit über dogmatische Dinge — ich erwähne nur die alle beschäftigende Vorstellung von der Prädestination — zu reden und reden zu lassen.

Hat so die Kirche wenig Einfluß auf das Glaubensleben und sicher nicht den, den uns die Reformation zu verlangen und zu erwarten berechtigt hat, so ist sie umsomehr von gesellschaftlicher Bedeutung. „Kirche" ist für den Amerikaner das, was für den Deutschen sein „Verein" ist. In seinen Gesprächen fällt das Wort Church dem Zuhörenden durch seine Häufigkeit auf. Die Kirche ist der Ort, wo man sich trifft. In die Kirche führt der junge Mann das Mädchen, dem seine Liebe augenblicklich gilt. Die Mutter schätzt die Gemeinde höher, bei der ihren Töchtern Beziehungen zu dem andern Geschlecht in Aussicht stehen. Nach den Stadtteilen gebildet unterscheiden sich ja die Gemeinden nach dem gesellschaftlichen Stande ihrer Mitglieder. Fashionable Church ist der höchste Ehrentitel, der durch die Zufälligkeiten der Volksströmungen von einer Gemeinde auf die andre übertragen wird. Es giebt so in der That Kirchen für Reiche, Aermere und Arme. Die Gemeinden der Altstadt haben daher keinen sehnlichern Wunsch, als aus den Geschäftsvierteln und den Quartieren der ärmern Bevölkerung heraus in bessere Gegend zu kommen. Bald verkündet auch ein marmorner oder granitner Bau, der beinahe so viel kostet wie der Boden, auf dem er steht, die Erfüllung dieses Wunsches. Im alten Backsteingebäude wird eine Fabrik eingerichtet, wobei die hohen Fenster und bunten Scheiben noch von entschwundner Pracht zeugen, oder man verkauft es an die Altstadtjuden, die es in eine Synagoge verwandeln; auch mag wohl eine polnische katholische Gemeinde dort ihren Krystallisationspunkt wählen. Die Alten, die noch in den Häusern rings um die Kirche wohnen, machen den weiten Weg zum neuen Prachtbau, wenn sie es nicht vorziehen, ihm nachzufolgen. Sie sterben dahin. Ihre Kinder zerstreuen sich. Das neue Geschlecht denkt der Alten nicht mehr.

So fließt alles, nur die Kirchenformen bleiben starr. Das einzig bewegliche Element ist die Musik, die in der Wahl der Melodien, Texte und Instrumente keine Grenzen kennt. Man kann verstehen, wie weit man darin geht, wenn man hört, daß in der Vesper bei dem Kardinalsjubiläum in der ersten Kathedrale Amerikas, als der höchste Würdenträger mit seinem Klerus niederkniete, ein Solist das: „O du mein holder Abendstern" mit untergelegtem lateinischem Text sang. Das ist am dürren Holze, was mag sich erst am grünen „Protestantismus" zeigen! Jede Gemeinde hat ihren bezahlten Chor, wenn irgendwie die Mittel dazu vorhanden sind. Die Sänger ziehen von der Synagoge am Samstag in die christliche Kirche des Sonntags und tragen aus der einen die Gesänge in die andre, so die heillose Verwirrung noch steigernd.

Unsre Schilderung entstammt weder einer pessimistischen Betrachtungsweise, noch möchten wir für sie gelten lassen, daß wir dem Fehler angeblich aller Ausländer verfallen seien, die spezifisch Amerikanisches nicht zu verstehen vermögen. Wir haben Verhältnisse im Auge, die dem flüchtigen Beobachter verborgen sind, und die nur an dem Maßstabe des Evangeliums gemessen die Beurteilung erfahren können, der wir sie unterwerfen. Der Leser muß diesen Maßstab mit uns teilen.

Anders aber wird sich die Kennzeichnung der einzelnen Kirchenkörper gestalten.

Wenn wir vorzugsweise das Stadtleben im Auge gehabt haben, so ist dazu zu bemerken, daß der Amerikaner Städter ist. Trotzdem rächt sich die Uebersehung der mehr steten und festern ländlichen Verhältnisse und der Mangel an Vertrautheit mit den intimern Zuständen der Familien und Gesellschaftskreise in den Berichten der Reisenden immer. Aus ihnen heraus fällt Licht und Schatten auf die Strömungen der Oberfläche. Wer die Stimmungen, Anschauungen und Gewohnheiten der alten blaublütigen Familien in Virginien und die Bauernbevölkerung Pennsylvaniens nicht kennt, der hat eine unvollkommne Vorstellung von dem, was ein Amerikaner ist. Hier liegt eine ruhige Schicht unter der bewegten Oberfläche: beide haben nichts Wesentliches gemein, aber sie ergeben erst gemeinsam betrachtet ein Gesamtbild. Das beharrende Element, immer mehr verschwindend und zum Sonderdasein verurteilt, stellt eine frühere Epoche der Geschichte und einen frühern amerikanischen Typus dar: der, den die Berichterstatter beobachten, ist neu; an ihm hat das eingewanderte Element einen hervorragenden Anteil. Seine charakteristischste Aeußerung ist die Stadt Chicago

*) In Europa. D. H.

**) Sie haben meist da Statt, wo eine solide Kirchengemeinschaft die Neugründung in Händen hält.

und ihre Weltausstellung. Er hat sich Mitte unsers Jahrhunderts gebildet, als das Zeitalter der Naturwissenschaft und Technik die puritanischen starren Formen auflöste oder zurückdrängte. Der Zerfall der alten Formen geht mit dem technischen Aufschwung Hand in Hand. Auch hier hat die Kirche nicht vermocht, ihm Schritt zu halten. Auch hier sucht sie nach neuen Formen. Auch hier hört man den Ruf derer, denen ihr Glaube wert ist: die Kirche hat keine Macht mehr! und ersteht die bange Frage, ob nicht die alte Form der Kirche zerfallen und an ihre Stelle die Gestalt der Armee, wie sie die Heilsarmee angenommen hat, treten werde.

Was sollen dem gegenüber die Zahlen, die langreihigen, mit denen man prunkt, und die man abdruckt und berichtet? Leben bedeuten sie nicht, dem wirklichen Sachverhalt entsprechen sie nicht, und Vorstellungen zu erwecken sind sie nicht geeignet.

Uebersieht man das Ganze, so fällt die Aehnlichkeit der kulturellen Entwicklung Amerikas mit der europäischen auf. Amerika hat die Erbschaft des ausgehenden Mittelalters mit Europa geteilt. Sein Entdecker ist ein Katholik. Das Kreuzeszeichen pflanzt er auf, und katholische Kultur breitet sich in der neuen Welt aus. Romanen sind die ersten Besiedler. Auch der Süden von Nordamerika erhält durch sie sein Gepräge. Von Florida bis Kalifornien erstreckt sich die spanische Kolonisation, und La Nouvelle Orléans wird der Stützpunkt der französischen Einwanderung. Die Plantagenwirtschaft mit ihrem Sklavenbetrieb richtet sich ein.

Mit dem Jahre 1607 aber tritt ein Neues auf: Virginien wird besiedelt. Ihm folgt 1609 der Staat New-York, und Neu-England 1620. Es bedeutet die Etablirung einer neuen Kultur, der protestantischen, die sich freilich im Süden, in Virginien, anders entwickelt als im Norden, dadurch, daß sie die vorhandne katholische durchsetzt. Die Frage der Sklavenbefreiung und ihre verschiedne Beantwortung in Nord und Süd offenbart den Gegensatz der beiden Kulturen; der Norden vertritt den evangelischen Standpunkt und behauptet ihn siegreich. Seit dem großen Bürgerkrieg, in dem der Süden seine letzten gewaltigen Anstrengungen macht, ist der Schwerpunkt der Entwicklung nach dem Norden verlegt worden. Die germanische Kultur hat die romanisch-katholische abgelöst. Aber auch innerhalb des Katholizismus ist das germanische Element das führende geworden, und wie wir gesehen, ist der deutsch-amerikanische Katholik der tüchtigste in den Reihen der streitbaren Kirche. Seitdem hat die vorwärtsdrängende Kultur die Unfähigkeit der alten puritanischen erwiesen und ist über sie weggeschritten. Englische und französische und jetzt vorzüglich deutsche Wissenschaft sind die Kräfte, die sie tragen. Aber diese sind losgelöst von der Religion, und das Bewußtsein, daß die Reformation sie entfesselte, ist ihnen verloren gegangen. Deshalb steht dem wissenschaftlich-technischen Aufschwunge kein gleichartiger, gleichgroßer innerer zur Seite, und neben dem Agnostizismus, der das: wir wissen nichts und werden nichts erfahren! ausspricht, treiben die Theosophie und der Spiritismus und die Zahl der -ismen und Messiasse ihr Spiel, fristen Bekenntnisse ein lebloses Dasein, lehrt die nur langsam fortschreitende Schule ihren beschränkten Gedankenkreis. Getrennt davon, wenngleich auch an den gezeichneten Schwächen teilnehmend, liegen die Kreise der Kirchen Eingewanderter. Darüber erhebt sich ein zunehmender Kreis, ausgestattet und getrieben von dem Gedanken zumal deutscher Wissenschaft, der den Sieg des alten Evangeliums in einer neuen Gestalt erhofft und erstrebt.

Zuletzt haben wir zur Vervollständigung des Bildes noch eines Faktors zu gedenken, der die Eigenart des kirchlichen Lebens der Union zu einem großen Teile erklärt: die verschiedne Herkunft der einzelnen Kirchen. Bedenken wir doch, daß die verschiednen Nationalitäten, die sich hier angesiedelt haben, jede ihr besondres Bekenntnis hatten. Sie richteten sich neben einander ein. Auch Intoleranz bleibt ihnen nicht fern. Besonders die Katholikenverfolgungen sind bemerkenswert. Es kommen die englischen Puritaner und bringen den Kongregationalismus nach Neu-England, von Schottland und dem Norden Irlands stammen die presbyterianischen Kirchen. Die Episkopalen führen auf die Church of England zurück. Die reformirte Kirche ist holländischen und schweizerischen Ursprungs, während die Lutheraner Deutsche und Skandinavier sind. Alle kommen sie in gänzlich neue Lebensbedingungen. Sie haben keine Geschichte, wie die Religionsgemeinschaften in England, sondern müssen sich erst etwas wie eine Geschichte schaffen. Sie teilen zugleich das Schicksal der einzelnen Nationalitäten, denen sie angehören; so wie diese werden sie zur Verwischung ihrer Gegensätze gedrängt. Aber die Religion ist der beharrlichste Faktor in der menschlichen Kultur, deshalb bleibt der konfessionelle Unterschied noch lange bestehen, wenn auch das Volkstum, das ihn trug, schon in dem großen werdenden Volke aufgegangen ist. Ein Hauptcharakterzug dieses Volkes ist Uniformität. Das Gleichmachen zählt zu seinen hervorragendsten Bestrebungen.

Auch hat das lange Nebeneinander der Bekenntnisse den Gegensatz zwischen ihnen und das Gefühl für diesen Gegensatz in dem Volke abgestumpft. Wo so viele den Anspruch auf Wahrheit erheben, da kann doch bloß eine Recht haben oder alle zusammen Unrecht. Das ist die Volksstimmung den Konfessionen gegenüber. Auf Staat und Schule, gewiß die wichtigsten öffentlichen Einrichtungen, hat die Kirche auch keinen Einfluß: welch andrer Wert soll den Bekenntnissen beigelegt werden als der von Privatmeinungen, die man im Interesse des Protestantismus gegenüber Rom, das man immer als Feind fürchtet, lieber fahren ließe!

Dazu sind in der That die Unterschiede vielfach so gering, oftmals sind die verschiednen Körper bloß durch die Verfassung getrennt. Bei einzelnen gehören sie auch nur einer geschichtlichen Konstellation an, die längst vergangen ist, sodaß das Beharren auf ihnen als ein Zurückbleiben hinter der fortschreitenden Zeit erscheint. Daher sind gerade in unsern Tagen die Rufe nach Vereinigung der getrennten immer lauter geworden, und es war die letzte That des verstorbnen Schaff,*) für diese auf dem Weltkongreß der Religionen eine Lanze zu brechen. Schon den Todeskeim in sich tragend, wollte er vor der Welt noch einmal seinen Lieblingsgedanken vertreten, denn es schien ihm dieser Kongreß ein Schritt zu dem Ziele zu sein, an das er glaubte. Auch wenn der Tod nicht so bald seinem arbeitsreichen Leben ein Ende gemacht hätte, er hätte den Tag doch nicht gesehen, an dem das Alte sich durch freiwilligen Entschluß seiner Anhänger in einander auflöst. Die Schläuche sind alt, und der neue Wein ist noch nicht gewonnen. Wer ihn reichte, der hätte das wahre Mittel der Einigung gefunden, von dem die Doktrinäre jetzt so viel reden.

Wie die Stadt Chicago und die Ausstellung für den modernen Amerikaner, so ist das Parliament of Religions für das amerikanische Kirchentum bezeichnend.**) Der Amerikaner kann Verfassungen und Religionen machen. Er ist Eklektiker, das ist: er wählt sich aus allem aus, was ihm gut dünkt, und baut und braut sich daraus ein Neues. Für typische Eigenart einer Religion und eines Bekenntnisses und für deren notwendigen Zusammenhang mit Geschichte und Art des Volkstums, dem sie angehört, fehlt das Verständnis. Diesem Volke muß ein Herder erst noch erstehen. Es glaubt, Religion sei Lehre, und erhofft für sich einen Vorteil, wenn es die Lehren andrer Religionen hört. Das Zutrauen zur eignen Sache ist gering. „Was ist Wahrheit?" fragt der, der nicht mehr daran glaubt, daß er die Wahrheit hat. Die Vergleichung der Religion, wissenschaftlich notwendig und heilsam, ist dem religiösen Leben gefährlich. Und so bietet sich das merkwürdige Schauspiel, daß man Missionen schickt in alle Welt und zugleich alle Welt einlädt, damit man den Wahrheitskern ihrer Religionen erkenne und sich aneigne.

Der Kongreß der Weltreligionen, für den vergleichenden Religionsforscher ein guter Anschauungsunterricht, für den Kirchen-

---

*) Philipp Schaff, ein geborner Schweizer, Schüler Neanders und Tholuks, wirkte seit 1844 in Amerika. Er wurde zuerst Professor am deutsch-reformirten Seminar zu Mercersbury (Pennsylvanien), dann Professor der Kirchengeschichte in Andover und Hartford, seit 1871 in Newyork. Die dortige Professur für Kirchengeschichte am Union Theological Seminary übernahm er 1887. Er starb einige Wochen nach Schluß des Religionskongresses. Ueberanstrengung bei den Vorarbeiten für den Kongreß soll seinen Tod beschleunigt haben. D H

**) Vgl. 1893, Nr. 44—45, 47—49. D H

historiker von vielfachem Interesse, für Rom eine Gelegenheit, die Friedensschalmei zu blasen — ist kein neues Pfingsten geworden. Die Weltreligion wie die Weltsprache wird nicht von Menschen gemacht. Das Volk hat von dem Ereignis keine Notiz genommen. Welche Vorstellung es davon hatte, zeigte der „Puck,“ der den Predigern, Priestern, Rabbinern und Bonzen die kurze Weisung in die Hand gab: „Alles, was ihr wollt, daß euch die Leute thun sollen, das thut ihr ihnen.“ Er weiß nicht, wer den Ausspruch gethan hat; aber seine und des Volkes Ansicht von einer Weltreligion und von dem Werte der bestehenden Religionen spiegelt sich darin wieder, besser als eine lange Schilderung es vermag: Religion ist ihm Moral, und nur Dummheit kann davon abhalten, die allgemeine Weltmoral an Stelle von Priestertrug und Menschenwerk zu setzen.

Wann wird der „Geist der ersten Zeugen“ auch diesem Volke erwachen? J H

Studententum und Christentum

Oft hört man im akademischen Leben sowohl als auch in außenstehenden Kreisen die Behauptung aufstellen, unser heutiges Studententum, das dem Erkenntnistrieb folgende freie Suchen und Forschen ebenso wie die in bestimmten Formen sich bewegende Pflege der Geselligkeit, sei unvereinbar mit den ernsten Forderungen, die das Christentum an jeden Menschen stellt. Aus dieser Betrachtungsweise ergiebt sich für den Studenten, der sich der berechtigten Eigenart des studentischen Lebens ebenso wie der hohen Aufgabe einer möglichst tiefen und vielseitigen Ausbildung bewußt ist, hinsichtlich seiner Stellung zum Christentum entweder eine kühle Gleichgiltigkeit gegenüber der scheinbar so uninteressirten und dürftigen Weltanschauung, wie sie in der christlichen Religion vertreten zu werden scheint, oder aber eine aus berechtigter Entrüstung über die verständnislose Verurteilung studentischen Strebens hervorgegangne bedauernswerte Geringschätzung einer Religion, die scheinbar den Drang nach Wahrheit ängstlich eindämmt und die Freiheit der Bewegung in allzu enge Grenzen zurückzudrängen sucht — allerdings nur scheinbar, denn gewiß verträgt sich gerade eine gesunde studentische Fröhlichkeit sehr wohl mit dem ernsten und aufrichtigen Streben nach christlicher Vollkommenheit.

Wir beanspruchen keineswegs, die Gründe für die beklagenswerte Entfremdung weiter studentischer Kreise vom Christentum erschöpft zu haben. Es war nur unsre Absicht, darauf hinzuweisen, daß hier wirklich Mißstände vorliegen, die eine eingehendere Berücksichtigung wohl verdienen. Zunächst sei es gestattet, in Kürze einen Rückblick zu werfen auf die bisher gemachten außerordentlichen Versuche, die Gegensätze zwischen Studententum und Christentum, die teils eingebildet, teils in einer unnatürlichen Uebertreibung eines ungesunden und im Grunde unstudentischen Treibens einzelner dem akademischen Verbande zugehöriger Elemente wirklich vorhanden sind, auszugleichen.

Daß „Evangelisten“ aus fernen Ländern schon wiederholt die deutschen Universitäten bereisten, um besonders auf die studierende Jugend einzuwirken, wird vielen noch in Erinnerung sein. Der Erfolg dieser Arbeit wäre ja naturgemäß selbst auf Grund statistischer Untersuchungen nicht in seinem vollen Umfange festzustellen, weil die innern Anregungen, die mancher dabei empfangen haben mag, sich der äußern Kontrolle entziehen. Eine nachhaltige Beeinflussung der studentischen Kreise wird man jenen in bester Absicht, wenn auch leider nicht immer mit dem richtigen Takt — wir reden aus eigner Erfahrung — unternommnen Bemühungen nicht nachrühmen können.

Der zweite Versuch dieser Art fällt in die jüngste Zeit und tritt in der Form von „Studentenkonferenzen“ auf. Die erste Anregung dazu ging aus von dem Vorstande des christlichen Vereins junger Männer in Berlin im Winter 1889/90. Der Zweck dieser Studentenkonferenz ist:

> alle Jahre diejenigen Studenten aller deutschen Universitäten einmal zu versammeln, die ein Bedürfnis nach Stärkung ihres eignen Christenstandes durch gemeinsame Erbauung und christliche Ansprachen fühlen (§ 1 der Satzungen der Studentenkonferenz).

Und in § 7 dieser Satzungen lesen wir:

> Die Konferenz ist Selbstzweck und beschäftigt sich nur insoweit mit praktischen Fragen der Arbeit, als dies ihre ursprünglich programmmäßigen Ziele, nämlich „Vertiefung christlichen Lebens und Anregung christlichen Werkes unter der studierenden Jugend,“ bedingen.

Vom 10. bis 14. August v. J. tagte die vierte Versammlung der Studentenkonferenz in Frankfurt a. M.

Diese Studentenkonferenz verzichtet also zum voraus darauf, auf einen weitern Kreis von Studierenden direkt einzuwirken, sie will bloß die religiös tiefer angeregten Studenten in ihrem innern Leben fördern und sie in ihrem Christenstande stärken. Diesem Zweck diente denn auch die letzte Versammlung in ausgedehntem Maße. Es war aufs beste gesorgt für eine fast übersättigende Befriedigung der geistlichen Bedürfnisse der Anwesenden durch fortwährende religiös-erbauliche Ansprachen und Ermahnungen, die die nach Besprechung der Vorträge noch übrigbleibende freie Zeit ausfüllten und im Anschluß an bis in die kleinsten Details führende Bekehrungsgeschichten auf die möglichst bald zu vollziehende Bekehrung jedes Einzelnen drängten. Als einige Teilnehmer der Studentenkonferenz unter dem Eindruck, daß den allgemeinen studentischen Bedürfnissen recht wenig Rechnung getragen, teilweise sogar bedauerlich wenig Verständnis entgegengebracht wurde und nach Rücksprache mit hochverehrten Gästen der Studentenkonferenz und unter deren Zustimmung eine Besprechung gerade dieses einer Studentenkonferenz doch recht nachteiligen Verhältnisses anstrebten, wurde von dem Vorsitzenden, dem Grafen Pückler aus Berlin, die Erklärung abgegeben, daß solche Erörterungen, wie sie schon bei der zweiten Versammlung in Niesky (7. bis 10. August 1891) zu sehr lebhaften Auseinandersetzungen geführt hatten, ein für allemal von dieser Studentenkonferenz ausgeschlossen seien. Die betrübende Zurückweisung, die hier der gute Wille, an der Förderung dieser Sache mitzuhelfen, erfahren mußte, ließ die betreffenden Teilnehmer der Konferenz, die im Namen vieler Kommilitonen die Bitte um Berücksichtigung der aufgeworfnen Fragen an den Vorstand gerichtet hatten, erkennen, daß bei dieser exklusiven Haltung des Vorstandes oder des Vorsitzenden alle weitern Bemühungen ihrerseits erfolglos bleiben müßten; gleichzeitig waren sie bemüht, bei grundsätzlicher Achtung des bestehenden Guten einen friedlich-schiedlichen Abschluß dieser Verhandlungen zu erzielen. Dem Zweck, das Christentum wirklich in den Mittelpunkt der berechtigten studentischen Interessen zu stellen und die Möglichkeit einer Wechselwirkung zwischen echtem Studententum und wahrem Christentum zu erweisen, will und kann also diese Studentenkonferenz nicht dienen.*)

Nun wird man uns allerdings unter Hinweis auf die akademischen Gottesdienste, auf diese und jene Vorlesungen an der Universität, auf die „christlichen Studentenverbindungen,“ auf die christlich-wissenschaftliche Litteratur mit Recht die Frage vorlegen: Ist es da überhaupt noch nötig, außerordentliche Versuche zu machen, um die Beziehungen zwischen Studententum und Christentum zu vermitteln? Wir haben uns diese Frage selbst schon gestellt und sie hinlänglich erwogen, dürfen uns aber einerseits des beschränkten Raumes wegen auf eine eingehendere Würdigung dieser Faktoren nicht mehr einlassen und uns andrerseits vielleicht der Hoffnung hingeben, daß aus unsern positiven Vorschlägen ersichtlich wird, warum wir eine besondre Anstrengung zur Lösung der gegebnen Aufgabe noch für nötig halten.

Die wichtigsten Voraussetzungen für eine angemessene Behandlung der vorliegenden Frage möchten wir in folgende Sätze kurz zusammenfassen:

Die Bestrebungen, der studierenden Jugend ein tieferes Verständnis der zentralen Bedeutung des Christentums für die Begründung einer gesicherten Weltanschauung zu erleichtern, müssen: 1. unter gerechter Würdigung der berechtigten studentischen Eigenart den wohlverstandnen studentischen Interessen und Bedürfnissen ihre besondre Aufmerksamkeit zuwenden; 2. verbunden

---

*) Vgl. Die bei Johannes Schergens in Bonn erschienenen, auf der dritten Studentenkonferenz gehaltenen Vorträge (zu 10 Pfge). Professor Lemme aus Heidelberg: Die segensvolle Rückwirkung treuer Pflichterfüllung auf das innere Leben. Pastor Röschmann aus Kaltenkirchen: Der unermeßliche Wert einer frühzeitigen Bekehrung und Uebergabe. Pastor Coerper aus Heidelberg: Hudson Taylor. Hierzu den Bericht über den Verlauf der Konferenz (10 Pfge). D H

sein mit dem Bemühen, eine gründliche Kenntnis der das geistige und soziale Leben unsrer Zeit beherrschenden Fragen zu vermitteln; 3. getragen sein von dem Geist einer ausgeprägt christlich-sittlichen Weltbetrachtung und der Kraft des christlichen Glaubens.

Unter diesen Gesichtspunkten würden von sachkundiger Seite aus die wichtigsten Fragen des sozialen Lebens in dem weitesten Sinne des Wortes und nicht zum mindesten die Probleme des akademischen Lebens in öffentlichen Vorträgen eingehend beleuchtet und dann zu freier Diskussion gestellt. Wir wagen die Hoffnung auszusprechen, daß, wenn ein in dieser Angelegenheit zusammentretendes Komitee die äußern Vorbereitungen mit glücklicher Hand betreiben würde, eine Aufforderung zum Besuch solcher Vorträge (Ort und Zeit u. s. w. würde das Komitee festzusetzen haben) an unsern Universitäten nicht ungehört verklingen würde. Es wäre dann eine Stätte geschaffen, von der aus regelmäßige Anregungen in der bezeichneten Richtung auf die gesamte Studentenschaft Deutschlands ausgehen könnten.

Möchten die hier ausgesprochnen Gedanken, die in kleinern Kreisen der Kommilitonen schon der Gegenstand lebhafter Erörterungen waren, auch in weitern Kreisen der Beachtung nicht unwert erscheinen und auch von andrer Seite aus eine ergänzende und fördernde Behandlung erfahren. S R

Die Botschaft Tolstois

5. Kriegsbilder aus dem Kaukasus und der Krim*)

Wir haben schon erwähnt, daß Tolstoi im Frühjahr 1851 aus dem Moskauer Leben in den Kaukasus floh. Zuerst wohnte er zwei Sommermonate in einer Bauernstube in Pjatigorsk; auf der Jagd begegnete er zufällig einmal seinem Großonkel, und dieser, Adjutant des Generals Fürsten Barjatinskij, beredete ihn, ins Heer einzutreten. Tolstoi machte ein Examen in Tiflis und wurde im Herbst 1851 Junker in der leichten Artillerie. Seine Brigade lag in dem Kosakendorfe Starogladow am Terek. Am andern Ufer des Flusses wohnten die Tscherkessen, und zwischen diesen und den Russen herrschte seit Jahrzehnten ein ewiger Kleinkrieg, an dem nun Tolstoi bis zum Herbst 1853 teilnahm.

Seine Eindrücke und Erlebnisse aus dieser Zeit hat er mannigfach wiedergegeben; zuerst in den drei Skizzen „Der Ueberfall" (1852), „Der Holzschlag" (1854/55), „Begegnung mit einem Moskauer Bekannten" und in der von uns bereits in Nr. 6 besprochenen Erzählung: „Die Kosaken." Die drei Skizzen zeigen im Kleinen, was in den größern Werken breiter ausgeführt wird: erstens seine große Liebe zur Wahrhaftigkeit — er, der Junker im Kaukasus, reißt mit Absicht den romantischen Schimmer weg, mit dem die Landsleute daheim ihre kämpfenden „Helden" und deren Leben in der Wildnis zu sehen pflegten; zweitens seine große Liebe zum gemeinen Mann, dem er auch hier mehr wahre Seelengröße zuschreiben möchte als dem in der Welt der Kulturlügen verbildeten Vornehmen; drittens seine Abneigung gegen den Krieg. Ein andrer schreibender junger Leutnant würde von Heldenmut, Begeisterung für Kaiser und Vaterland und dergleichen berichten. Der vierundzwanzigjährige Tolstoi gesteht, daß bei dem Stöhnen eines Verwundeten das kriegerische Bild eines Gefechtes all seinen Zauber für ihn verliert, daß er viel darum gäbe, wenn er die schrecklichen Erinnerungen vergessen könnte, und traurig fragt er:

Ist den Menschen das Leben wirklich zu eng in dieser schönen Welt, unter diesem unermeßlichen Sternenhimmel? Kann inmitten dieser bezaubernden Natur in der Seele des Menschen das Gefühl der Bosheit, der Rache oder der leidenschaftliche Trieb der Vernichtung von Seinesgleichen fortbestehn? —

Wir sehen also, daß schon der Jüngling Tolstoi kein Kriegsschwärmer war. Da er sich aber einmal hatte verleiten lassen, Soldat zu werden, so blieb er eine Weile dabei; auch verlangte es ihn, nach dem Kleinkrieg im Kaukasus den großen Krieg kennen zu lernen. Auf sein Gesuch wurde er im Dezember 1852 zur Donauarmee versetzt, und bis zum Juli 1854 nahm er an deren erfolglosem Kampfe gegen die Türken teil. Bald nachher finden wir ihn in Sewastopol. Und hier war es ihm beschieden, eine der fürchterlichsten Belagerungen von Anfang bis Ende mitzuerleben, die die Weltgeschichte kennt. Elf Monate, vom 23. September 1854 bis zum 27. August 1855, hielt sich die genial erbaute, heldenmütig verteidigte Festung. Tolstoi stand eine Zeit lang auf dem allergefährlichsten Posten, in der vierten Bastion, wo täglich in nächster Nähe Kameraden fielen. In dieser Lage schrieb er „Sewastopol im Dezember," dem später ein zweites und drittes Bild „Sewastopol im Mai" und „Sewastopol im August" folgten. Rußland war entzückt von diesen Schilderungen. Kaiser Nikolaus befahl selbst, den so vielversprechenden Mann von der vierten Bastion wegzunehmen und an einen minder gefährlichen Platz zu stellen, damit Rußland dieses großen Talents nicht beraubt werde. Kurz nach Beendigung des unheilvollen Kampfes nahm Tolstoi seinen Abschied. Er sehnte sich nach einem menschenwürdigen Dasein.

*) Vgl. Nr. 1, 2, 6 d. J.

Auch diese Skizzen aus Sewastopol sind aus Tolstois Drange, das Erlebte und Gedachte litterarisch zu gestalten, entstanden. Sein Hauptzweck ist auch hier, die Wirklichkeit zu schildern. „Der Held meiner Erzählung, den ich mit aller Kraft meiner Seele liebe, ist die Wahrheit," sagt er an einer Stelle, und er beteuert, daß er in dieser Erzählung nichts Böses oder Gutes als solches hinstellen wollte. Darin betrog er sich selbst. Schon damals war ihm die Wahrheit nicht immer der einzige Zweck; oft trieb ihn vielmehr der Eifer, durch die Enthüllung der Wahrheit das Böse zu bekämpfen. So ist denn eine Nebentendenz dieser meisterhaften Greuelbilder der Protest der Menschlichkeit gegen den Krieg. Er geht hierin nicht ganz so weit wie später sein Landsmann Wereschtschagin als Maler; man merkt deutlich, daß er so viel als junger Mann noch nicht wagte. Die erste der drei Erzählungen konnte Zar Nikolaus noch entzücken, denn sie schildert besonders die natürliche Ruhe, den Gleichmut und Heldenmut der Belagerten, die sich dort auf sein Geheiß hinmorden ließen. Hätte Nikolaus die Veröffentlichung der zweiten Skizze noch erlebt, so hätte er vielleicht weniger Wert auf das Leben ihres Verfassers gelegt. Hier zeigt Tolstoi wieder einmal, daß die Vornehmen, in diesem Falle die Offiziere, den Gemeinen nachstehen. In seinem ersten Bilde aus der belagerten Festung hatte er diese als Menschen von einer „schweigsamen und unbewußten Größe und Stärke des Geistes" geschildert, die gegen Furcht und Leid gewappnet sind, weil sie nicht reflektiren; da er selbst übermäßig reflektirt, sucht er Glück und Größe im Nichtdenken und meint, alles Uebel komme daher, daß der Mensch denke, d. h. zu viel nachdenke. Im zweiten Bilde zeichnet er nun die Offiziere, die als gebildete Menschen reflektiren und daher eitel, falsch, feige sind, nicht äußerlich feige, aber nur aus Eitelkeit, Strebertum, Pflichtgefühl äußerlich tapfer. Sie sind soweit durch die Zivilisation verdorben, daß sie das Heldentum zwar theoretisch hochachten, praktisch jedoch Rang, Stand und Reichtum als weit vortrefflichere Eigenschaften behandeln.

Das Wort Aristokraten (im Sinne eines höhern, auserwählten Kreises, gleichviel in welchem Stande) hat bei uns in Rußland, wo es, wie man glauben müßte, gar nicht existiren sollte, seit einiger Zeit eine große Popularität bekommen und ist in alle Gegenden und in alle Schichten der Gesellschaft eingedrungen, wo nur der Dünkel eingedrungen ist: in die Kreise der Kaufleute, der Beamten, der Schreiber, der Offiziere . . . überall, wo es Menschen giebt. Und da es in der belagerten Stadt Sewastopol viel Menschen giebt, giebt es auch viel Dünkel, d. h. auch Aristokraten, obgleich jede Minute der Tod schwebt über dem Haupte jedes Aristokraten und Nichtaristokraten. Für den Kapitän O. ist der Stabskapitän M. ein Aristokrat, für den Stabskapitän M. ist der Adjutant K. ein Aristokrat, für den Adjutanten K. ist Graf N. ein Aristokrat, weil er Flügeladjutant ist. Dünkel, Dünkel, Dünkel überall, selbst am Rande des Grabes. . . . Warum hat man unter den Menschen vergangner Zeiten nichts gehört von dieser Leidenschaft? . . . Warum haben Homer, Shakespeare von Liebe, von Ruhm, von Leiden gesprochen, und das Schrifttum unsers Jahrhunderts ist nichts als eine endlose Erzählung von Snobs und Dünkel?

Aber diese Schwäche ist nur ein kleiner Fleck im Vergleich zu dem großen Verbrechen Krieg. Nur an wenigen Stellen verrät der schriftstellernde Artillerieoffizier diese Ueberzeugung, aber dort deutlich genug. Einmal führt er uns in ein Lazarett.

Wir sehen hier die Aerzte mit Blut an den Armen bis zu den Ellbogen und mit blassen, finstern Gesichtern um eine Pritsche beschäftigt,

auf der mit geöffneten Augen und wie im Fieber sinnlose, bisweilen einfache und rührende Worte sprechend, ein Verwundeter chloroformirt liegt. Die Aerzte sind mit einer widerwärtigen, aber wohlthätigen Arbeit beschäftigt. Wir sehen, wie ein scharfes, krummes Messer in den weißen, gesunden Körper einschneidet, — wir sehen, wie der Verwundete mit einem schrecklichen, herzzerreißenden Schrei und mit Verwünschungen plötzlich zur Besinnung kommt; — wir sehen, wie der Feldscher den abgeschnittnen Arm in eine Ecke wirft; — wir sehen in demselben Zimmer auf einer Tragbahre einen andern Verwundeten liegen, der beim Anblick der Operation des Kameraden sich windet und stöhnt, nicht so sehr aus körperlichem Schmerz, wie aus Qual und Erwartung; — wir sehen schreckliche, herzerschütternde Szenen, wir sehen den Krieg nicht in dem üblichen schönen und glänzenden Gewande, mit Musik und Trommelklang, mit wehenden Fahnen und Generalen hoch zu Roß, wir sehen den Krieg in seinem wahren Wesen — in Blut, in Leiden, in Tod. . . .

Noch mehr schüttet er sein Herz aus bei der Schilderung eines kurzen Waffenstillstandes. Es war ein sehr scharfes Schießen in der Nacht vorhergegangen.

Hunderte von frischen, blutigen Menschenkörpern, die vor zwei Stunden noch von den mannigfaltigsten, erhabnen und kleinlichen Hoffnungen und Wünschen erfüllt waren, lagen mit erstarrten Gliedern in dem betauten, blumenreichen Thale, das die Bastion vom Laufgraben trennte, und auf dem ebnen Fußboden der Totenkapelle von Sewastopol. Hunderte von Menschen, mit Verwünschungen und Gebeten auf den vertrockneten Lippen, krochen, wanden sich und stöhnten: die einen zwischen den Leichnamen im blumenreichen Thale, die andern auf Tragbahren, Pritschen und der blutigen Diele des Verbandortes. . . .

So lange nun der Waffenstillstand dauert, entfaltet sich auf diesem Schlachtfeld ein muntres, geradezu lustiges Treiben zwischen den Franzosen und Russen, die sich sonst zu vernichten suchen. Man tauscht Höflichkeiten und Scherze aus, man beschenkt sich gegenseitig, beinahe wie wenn diese feindlichen Soldaten Brüder und Mitchristen wären.

Ja, auf der Bastion und im Laufgraben sind weiße Flaggen aufgesteckt, das blumenreiche Thal ist voll von toten Körpern, die schöne Sonne sinkt ins blaue Meer, und das blaue Meer wogt und glänzt in den goldnen Strahlen der Sonne. Tausende von Menschen drängen sich, schauen, sprechen und lächeln einander zu. Und diese Menschen sind Christen, die das eine große Gebot der Liebe und Selbstverleugnung bekennen, und fallen beim Anblick dessen, was sie gethan, nicht voll Reue mit einem Schlag auf die Kniee vor dem, der, als er ihnen das Leben gab, in die Seele eines jeden zugleich mit der Todesfurcht die Liebe zum Guten und Schönen gelegt hat, und umarmen sich nicht mit Thränen der Freude und des Glückes als Brüder? . . . Die weißen Flaggen sind entfernt, und von neuem pfeifen die Geschosse, Tod und Verderben bringend; von neuem wird unschuldiges Blut vergossen und Stöhnen und Fluchen laut. . . .

. . . „Vielleicht hätte ich das nicht aussprechen sollen, vielleicht gehört das, was ich gesagt habe, zu jenen schlimmen Wahrheiten, die unbewußt in der Seele eines jeden schlummern und nicht ausgesprochen werden dürfen, um nicht schädlich zu werden" — so fragt der Erzähler zum Schluß, aber im innern Herzen fühlt er die Pflicht, die bittre Wahrheit kühn auszusprechen.

Und sein Wahrheitsmut wuchs. Was er an Zarengunst verlor, gewann er an Gnade bei Gott. Bde

Verschiedenes

(Das Land) Zeitschrift für die sozialen und volkstümlichen Angelegenheiten auf dem Lande. Organ für die gesamte ländliche Wohlfahrtspflege. Herausgeber: Heinrich Sohnrey. Monatlich zwei Nummern. Preis vierteljährlich 1,50 Mk. Postzeitungsliste Nr. 3708.

Die Zeitschrift ist nun ein Jahr alt und hat immer noch keine Anzeige in der Christlichen Welt gefunden. Das ist eine so schlimme Unterlassungssünde, daß ich sie in meinem eignen Gewissen mit empfinde. Aber es wird wieder einmal jeder gedacht haben: die andern Mitarbeiter werdens schon besorgen. Heinrich Sohnrey ist ein äußerst liebenswürdiger Schriftsteller, und er liebt das Land, dem er entstammt. Aber er kennts auch, und darum ist er nicht blind gegen die dunkeln Seiten des Landlebens. Freilich meint er mit Recht, daß das Stadtleben noch viel schwärzere Schatten habe. Er will das ländliche Volkstum pflegen, in der Ueberzeugung, daß darin unsre eigentliche Volkskraft ruht. Begeistert und entschieden tritt er für die Angelegenheiten des Landes ein. Ohne Zimperlichkeit nennt er auch derbe Volkssitten beim rechten Namen. Unter den Nährkräften des deutschen Volksgemüts steht ihm das Christentum in erster Linie; er gehört also nicht zu des Deutschtums reinen Thoren. Aber es ist kein Parteichristentum, wie überhaupt bis jetzt keinerlei Parteibann an der Zeitschrift zu merken ist. Zur Probe setze ich den Inhalt von Nr. 7 des zweiten Jahrgangs hierher:

Ein Neujahrswort — Selbständige Aufsätze: Ein eignes Heim — Volkslesevereine — Die Ehe auf dem Lande — Umschau: Die Unfälle in den land- und forstwirtschaftlichen Betrieben des deutschen Reiches — Zum Rentengutswesen — Der Verband zur Verbesserung der ländlichen Arbeiterverhältnisse — Schaffung eines ländlichen Mittelstandes in Mecklenburg. — Die ländlichen Arbeiter in England — Eine kleine Geschichte — Die Pensionatserziehung — Litterarische Erscheinungen — Die Spinnstube: Ein Spinnstubenabend im Odenwalde — Späne — Briefkasten.

Als Freund unsers Landvolkes kann ich der Zeitschrift nur das beste Gedeihen wünschen. Möchte der Herausgeber nur auch die Dorfgeschichte, ich meine die unterhaltende, nicht vernachlässigen!

H-Zw

(Das Programm der deutsch-konservativen Partei im Lichte des Christentums betrachtet) Von A. v. Hertzberg, Generalleutnant z. D. Frankfurt a. O., Harnecker. 30 S.; 60 Pfge.

Der Herr Generalleutnant ist gewiß ein frommer Mann, ob aber ein guter Politiker oder ein guter Theologe? Die moderne Theologie erscheint ihm gefährlicher als die Sozialdemokratie, und gegen diese Theologie tritt er für das wahre Christentum ein, „nach welchem wir an Jesum Christum als den Sohn des lebendigen Gottes glauben, und unsre Heilsgewißheit auf Wort und Sakramente begründen." Nun, zu diesem wahren Christentum bekennen wir modernen Theologen uns, Gott Lob! auch. Beide zusammen, moderne Theologie und Sozialdemokratie, sind dem Verfasser deshalb so zuwider, weil in ihnen der Mangel göttlicher und menschlicher Autorität zum krassesten Ausdruck kommt. Die Theologie kritisirt nämlich die höchste Autorität, das Wort Gottes, und zerrüttet dadurch alle berechtigte Autorität. Der Verfasser fordert demnach, daß nur solche Männer an der Gesetzgebung teilnehmen dürfen, die sich zum Christentum und zur Monarchie bekennen und vor Eintritt in das Parlament mit einem Eide bekräftigen, daß sie in diesem Sinne ihre Pflichten als Volksvertreter ausüben wollen. Auch soll jede Parlamentssitzung mit einer kurzen Ansprache begonnen werden, in der der Segen des Herrn zum Tageswerke erbeten wird. Juden, Atheisten, Republikaner (beachte die Zusammenstellung! Im Sinne des Verfassers füge ich noch hinzu: moderne Theologen, aber vielleicht rechnet er die bei den Atheisten mit) gehören nicht in die Parlamente. Man sieht, die Forderung des „christlichen" Staates wird deutlicher. Die Begriffe „Gott" und „König" fließen schon bedenklich in einander über. Und wenn der Verfasser trotzdem behauptet, daß er wahrlich keine Theokratie erstrebe, so hat diese Behauptung nur dialektischen Wert. — Zwei Forderungen des Verfassers unterschreibe ich von ganzem Herzen, die eine, daß für den christlichen und kirchlichen Charakter der Kirchenpatrone vermehrte Garantie geleistet werde (ich weiß nur nicht, wie es zu machen wäre), und die andre, daß die Männer der konservativen Partei zunächst darnach streben sollten, im eignen Leben die christlich-konservativen Grundsätze zu befolgen. Wenn freilich der Verfasser begründend hinzufügt, das sei das wahre Kennzeichen eines konservativen Mannes, daß er nach Kräften seine Pflicht zu thun suche, so findet sich dies Kennzeichen doch wohl auch bei Männern andrer Parteien. H-Zw

(Unsre kirchliche Presse) sollte sich von Rechts wegen vor der profanen durch den größern Ernst gewissenhafter Berichterstattung auszeichnen. Aber man wird leider immer wieder den Finger auf den wunden Punkt legen müssen, daß dem nicht so ist. Geringfügig und doch recht bezeichnend ist, was jüngst das „Evangelisch-protestantische Kirchenblatt, Organ der kirchlich liberalen Vereinigung in Baden" in seiner Nr. 3 vom 4. Februar d. J. leistete. Es heißt da:

„Auf dem Evangelisch-sozialen Kongreß in Berlin am 1. und 2. Juni 1893 hat die Behauptung des Pastors Naumann aus Frankfurt a. M. Aufsehen erregt, daß er an das tausendjährige Reich, sowie an die sichtbare Wiederkunft Christi glaube. Luther dagegen habe mit seiner Verwerfung des tausendjährigen Reichs das Aufwuchern der Sozialdemokratie verschuldet. (Ei, ei!) Zu diesen Aeußerungen soll selbst Freund Stöcker den Kopf geschüttelt und dieselben mit den Reden der »Jungen« unter den Sozialdemokraten verglichen haben."

Seit sechs Monaten liegt das Protokoll des Kongresses für jedermann gedruckt vor. (Bericht u. s. w. Berlin, Rehtwisch und Langewort. 132 S. 1,59 Mk.) Heute ist ein christliches Blatt imstande, unter Berufung auf ein On dit seinen Lesern solche neuesten „Nachrichten" zu bieten. In Wirklichkeit hat Naumann gesagt:

„Die Kirche hat die Frage des Chiliasmus in wesentlich negativem Sinne beantwortet. Die Reformation insbesondre hat unter dem Eindruck der Wiedertäuferei den Chiliasmus mit einer Schärfe abgewiesen, daß von da an nichts blieb als der Hinweis auf das Jenseits, und der Gedanke an möglichst vollkommene irdische Zustände zurückgedrängt wurde. Nun tritt das Streben nach diesen als häretische Seitenerscheinung auf; die Sozialdemokratie ist die erste große evangelische Häresie. Sie ist ein innerweltlicher Chiliasmus.... Dieselbe Aufgabe, die die Kirche von jeher jeder Häresie gegenüber gehabt hat, ihren Standpunkt zu revidiren gegenüber den Abweichungen, dieselbe Aufgabe haben wir gegenüber der Sozialdemokratie. Die Frage ist also für uns: Inwieweit hat das Christentum ein innerweltliches Ideal? U. s. w." (S. 36. Vgl. dagegen Harnack ebenda S. 41.)

Ob Naumann hier etwas Irriges vorgebracht hat, darauf kommt es nicht an. Uns interessirt nur diese skrupellose Leichtfertigkeit im Fabriziren von „Nachrichten." Respekt vor den Thatsachen! das ist auch ein Stück Christentum. Was übrigens die „sichtbare Wiederkunft Christi" anlangt, von der Naumann gar nicht gesprochen hat, so hat es Leute, die daran glauben, ohne Zweifel auf dem Kongreß sehr viele gegeben. R

(Was für erbaulich gilt) Der in Neukirchen bei Mörs erschienene Abreißkalender „Der christliche Hausfreund," den wir gelegentlich auch empfohlen haben, bietet seinen Freunden unter dem 10. Februar folgende erbauliche Geschichte:

„Eine neue Kreatur. Ich merke, sagte Johannes Sonntag, der bekehrte Indianerhäuptling, in einer Versammlung zu Plymouth, daß sich viele unter euch getäuscht finden, weil ich nicht in meiner indianischen Kleidung erschienen bin. Es ist aber wohl möglich, daß ihr euch dann vor mir fürchten würdet. Als ich nämlich noch ein heidnischer Indianer war, bemalte ich mein Angesicht mit roter Farbe, steckte Federn in meine Haare, schlug ein buntes Tuch um mich und trug eine Art Gamaschen an den Füßen. Meine Brust war mit Silber geschmückt, über meine Schulter trug ich eine Büchse, und in meinem Gürtel befand sich ein Tomahawk (Streitaxt), sowie ein Skalpiermesser. Der Grund, warum ich diese Kleidung nicht mehr trage, findet sich in folgenden Worten: Darum, ist jemand in Christo, so ist er eine neue Kreatur; das Alte ist vergangen, siehe, es ist alles neu geworden. 2. Kor. 5, 17. Als ich ein Christ wurde, da mußten die Federn und die Farbe fort. Meinen Silberschmuck gab ich der Mission, das Skalpiermesser wurde weggethan, und dieses — dabei hob er ein Exemplar der zehn Gebote empor — dieses ist nun mein Tomahawk. Selbst das Tuch wurde abgeschafft. Siehe, es ist alles neu geworden! — Wie viele weiße Christen müssen sich vor diesem bekehrten Indianerhäuptling schämen, die ihre Schminke und Luxussachen behalten und noch andre dazu angeschafft haben!" R

Verantwortlicher Herausgeber:
D. Rade, Pfarrer an der Paulskirche in Frankfurt a. M.

Zugleich wird ausgegeben Nr. 9 der „Chronik der Christlichen Welt"

Anzeigen

Anzeigegebühr: Für die viergespaltene Zeile 25 Pf.

Wer verhilft einer Diaspora-Gemeinde für ihre Kapelle zu einer kleinen gebrauchten, aber noch gut erhaltnen Orgel oder würde zur Anschaffung einer solchen etwas beitragen? Näheres bei dem Herausgeber oder in der Expedition.

Cand. theol. sucht zum **1. April** Stelle als **Prädikant** (gegen event. nur freie Station) oder **Hauslehrer.** Offerten an Professor Ruetz, Schmalkalden, Thür.

Cand. th. pro lic. mit abs. Sem.-Kurs., empf. d. H. Prof. D. Weiß-Berlin, m. vorzügl. Zeugn. s. z. 1. Apr. **paff. Beschäftigung.** **H. Schultz**, Polajewo (Posen)

Knabenpensionat Pfarrkeßlar bei Gumperda i. Thür., prächtige, an Naturschönheiten reiche Gegend, liebevolle Erziehung und gewissenhafter Unterricht. **Dr. Bergner**, Pf.

„Christliche Welt," dritter Jahrgang, 1889, I. u. II. Quartal oder ganzer Jahrgang zu kaufen gesucht.
R. Kämmerers Buchhandlung
Roßla (Harz)

Großes antiquarisches
Bücherlager
Abt. Theologie 5000 Werke. Kataloge darüber stehen gratis zu Diensten.
H. W. Schmidts Antiq., Halle a. S.

Pianinos von 350 bis 1500 ℳ
Harmoniums, deutsche und amerik. Cottage-Orgeln (Estey) v. ℳ 80 an.
Flügel. Alle Fabrikate. Höchster Barrabatt. Alle Vorteile.
→ Illustr. Kataloge gratis. ←
Wilh. Rudolph
in **Giessen Nr. 162**
grösstes Piano-Versandt-Geschäft Deutschlands

Empfehlenswerte Konfirmationsgeschenke!

Verlag der Agentur des Rauhen Hauses in Hamburg

Gebetswort mit Gotteswort auf alle Tage des Jahres

Jungen Christen dargeboten von P. C. A. Kolde
7. Auflage. 403 Seiten
Einf. in Pappbd. geb. M. 1,20. Eleg. geb. in engl. Leinw. m. Goldschn. M. 2,20.

Reisekost auf den Lebensweg

Ihren jugendlichen Schwestern dargereicht von **Lina Walther**
Mit einem Vorwort v. D. W. Baur, Generalsuperintenden der Rheinprovinz
Zweite, verm. Auflage. VIII u. 192 S. Geh. 2 M., geb. m. Goldschn. 3 M.

Inhalt: Der Einsegnungstag. — Von der Gemeinschaft mit dem Herrn. — Vom lieben Sonntag. — Unsre Arbeit für das Reich Gottes. — Selbstverleugnung. — Bescheidenheit und Genügsamkeit. — Sanftmut und Herzensstille. — Wahrhaftigkeit. — Von der christlichen Fröhlichkeit. — Freundlichkeit und Zuvorkommenheit. — Unsre Stellung zu den Hausgenossen. — Wie man Zeit gewinnen kann. — Was und wie man lesen soll. — Von der Wahl eines Berufes. — Von den weltlichen Vergnügungen. — Vom Gebiete der Kunst. — Ungeordnete Neigungen. — Vom Träumen. — Geselligkeit und Freundschaft. — Vom Leiden. — Vom Pilgern nach der Ewigkeit.

Ein Theologe

von gründlicher wissenschaftlicher Bildung, tiefer religiöser Wärme und aufrichtiger Begeisterung für die Heidenmission wird für unser japanisches Arbeitsfeld gesucht. Wahlfähigkeit für das geistliche Amt in der Heimat und womöglich bereits erfolgreiche praktische Bewährung ist Voraussetzung; die Kenntnis des Englischen ist erwünscht. Die Aussendung soll im Frühjahr 1895 nach mindestens halbjähriger Vorbereitung erfolgen. Meldungen mit Zeugnissen und Lebenslauf sind an den unterzeichneten Zentralvorstand zu richten, der auf Anfragen gern jede nähere Auskunft erteilt.

Berlin C, Friedrichsgracht 53

Der Zentralvorstand
des Allgemeinen evangelisch-protestantischen Missions-Vereins
Prediger **Dr. Arndt**

Chronik der christlichen Welt

Postzeitungs-Nr. 1403. Vierteljährlich 1 Mark

Nr. 8: Deutsche Evangelische Landeskirchen: Die D. Ev. Kztg 7; Zur Agende; Statistisches aus dem Herzogtum Anhalt; Statistisches aus dem Großherzogtum Hessen; In der Frage der württembergischen Religionsreversalien; Aus Schleswig-Holstein: Kampf der Richtungen; Pastoren und Kandidaten; Kirche und Schule; Kirchliches Leben — Römische Kirche: Bischof Haffner und das hessische evang. Oberkonsistorium zur Jesuitenfrage; Mischehen der Offiziere — Verschiednes: Personalien

Ev. Pädagogium, Godesberg a. Rh.,

enthält Sexta bis Obersekunda des Gymnasial- und Realkursus, die Zöglinge sind zu je 10 verteilt auf 8 Anstaltshäuser, wo sie in den Familien ihrer Lehrer leben; dadurch individuelle Erziehung, gemütliche Anregung, energische wissenschaftliche Förderung auch bei schwächlichen Schülern ermöglicht. **19 Lehrer und Erzieher bei 106 Schülern.**
Prospekt durch **Rektor Kühne**

Soeben ist erschienen:

Schutz für unsre Seeleute!

Ein Aufruf an deutsche Menschenfreunde
von
Georg Wislicenus

—• Preis broschirt: 1 Mark •—

Leipzig Fr. Wilh. Grunow

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig

Hefte zur Christlichen Welt

Erschienen sind bis jetzt:

Nr. 1. **Der rechte evangel. Glaube** von Pfarrer D. Rade. Preis 40 Pfg.

Nr. 2. **Zur Würdigung des Apostolikums** v. Prof. D. Kattenbusch. Preis 40 Pfg.

Nr. 3. **Antwort auf die Streitschrift D. Cremers „Zum Kampf um das Apostolikum"** von Prof. D. Adolf Harnack. Prs. 40 Pfg.

Nr. 4. **Worum handelt es sich in dem Streit um das Apostolikum?** Mit besondrer Rücksich auf D. Cremers Streitschrift beantwortet von D. W. Herrmann. Preis 40 Pfg.

Nr. 5. **Die Norm d. echten Christentums** von D. Hans Hinrich Wendt. Preis 50 Pfg.

Nr. 6. **Die Verpflichtung auf das Bekenntnis in der evangelischen Kirche** v. D. Julius Kaftan. Preis 40 Pfg.

Nr. 7. **Das Alte Testament und die evangel. Gemeine** v. D. Herm. Schultz. Preis 40 Pfg.

Nr. 8. **Wie dünket euch um Christus? Wes Sohn ist er?** Ein Beitrag zum dermaligen Streit von Pf. L. Clasen. Preis 40 Pf.

Nr. 9. **Christentum und Staat.** Evangelische Gedanken zum neuen konservativen Programm von Pf. Gustav Habermann. Preis 60 Pf.

Nr. 10. **Der zweite Artikel im Luth. kl. Katechismus.** Fragen u. Vorschläge v. Prof. Lic. theol. Bornemann. Preis 40 Pfg.

Nr. 11. **Der Glaube an Jesus Christus und die geschichtliche Erforschung seines Lebens** von Professor D. Max Reischle, Preis 40 Pf.

Nr. 12. **Wider den Reichsboten.** In Sachen des Evangeliums und der Freiheit von Pfarrer Gust. Habermann. 50 Pf.

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig